

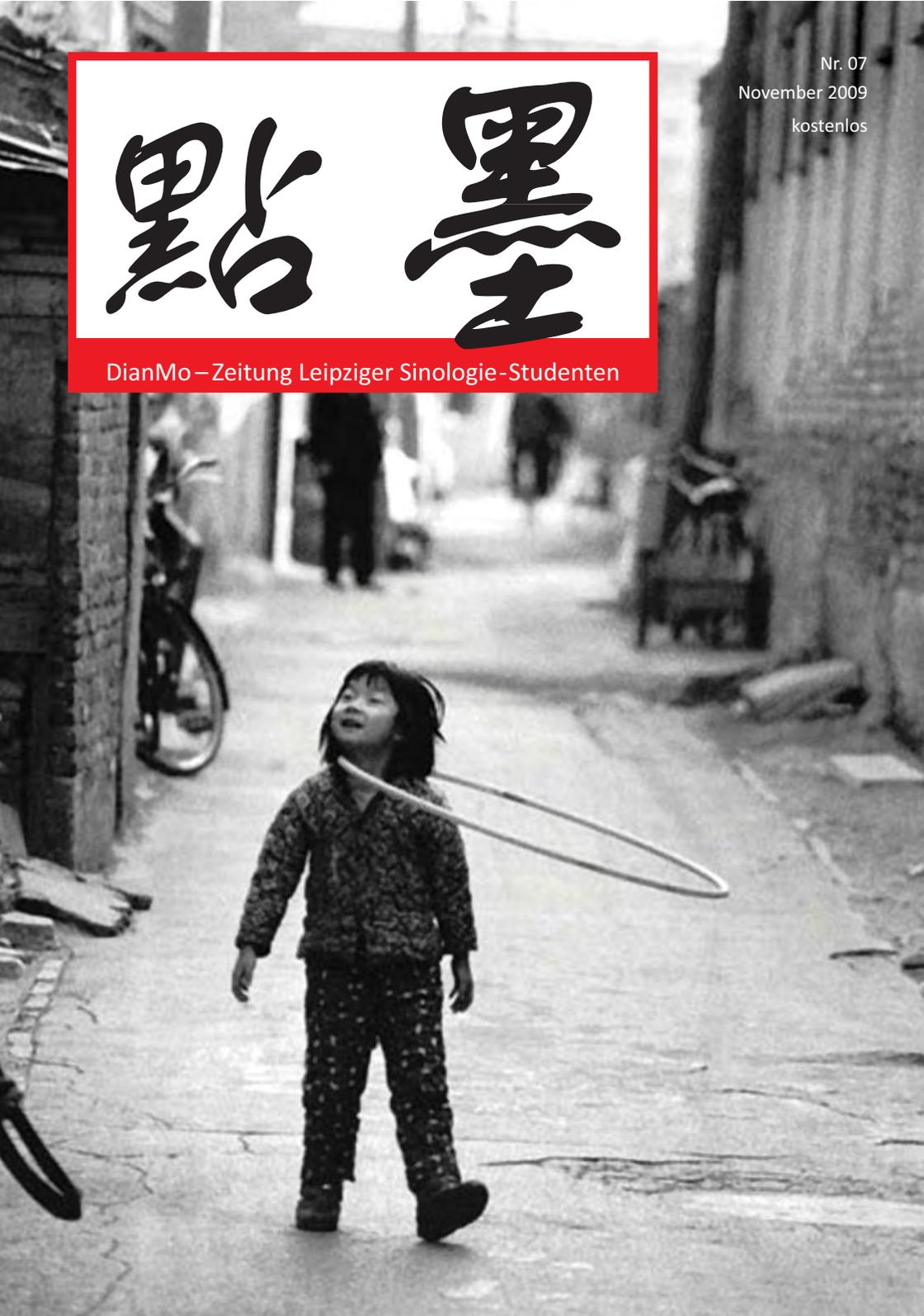
Nr. 07

November 2009

kostenlos

點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





60 Jahre Volksrepublik China. Viel ist wieder geredet und geschrieben worden über die große pompöse Militärparade am Tian'anmen-Platz zu Ehren des chinesischen Staates. Für besonderen Gesprächsstoff sorgten die in roten Kleidern, weißen Stiefeln und mit kleinen Mps marschierenden weiblichen Soldaten, die nicht nur Hu Jintao beim Anblick entzückten, sondern auch eine Menge in- sowie ausländischer Journalisten beschäftigten. Aber nicht nur die Volksrepublik China ist dieses Jahr 60 Jahre alt geworden, sondern auch ein Porträt: das berühmte Abbild Mao Zedongs, welches sich seit Gründung der Volksrepublik über dem Eingang zur Verbotenen Stadt befindet.

Gerhard Paul widmet sich in seinem Beitrag dem Mao-Porträt auf dem Platz des Himmlichen Friedens und skizziert die Geschichte und die Veränderungen eines der bedeutendsten Porträts der Zeitgeschichte. Er spannt dabei den Bogen von den Anfängen von 1949 bis in die Gegenwart und untersucht dabei die unterschiedlichen Funktionen und Gebrauchsweisen des Bildes als totalitäres Herrschaftssymbol, als Ikone der studentischen Protestbewegungen des Westens der 1960er und der Pop Art der 1970er Jahre, als kollektives Protestobjekt, als Gegenstand der chinesischen Gegenwartskunst sowie als Bestandteil des Alltagskults.

Im Rahmen der 100-Jahr-Feier der Hamburger Sinologie trafen sich vom 21. bis 24. September 2009 Studenten chinabezogener Studiengänge verschiedener deutscher Universitäten zur Studierendenkonferenz „Deutsche Sinologie – Perspektiven im 21. Jh.“ Die Ergebnisse dieser so wichtigen Konferenz, als Impulsreferat auf der parallel stattfindenden Professorenkonferenz vorgetragen und diskutiert, sind in dieser Ausgabe abgedruckt. Ebenso der Apell an Vertreter aller sinologischen und chinabezogenen Fachschaften in Deutschland, unbedingt an der nächsten Studierendenkonferenz zu Pfingsten 2010 in Leipzig teilzunehmen. Die Veränderungen gehen uns schließlich alle an und nur gemeinsam können wir etwas erreichen!

Dass es auch im alten China unter den Intellektuellen einiges zu lachen gab, zeigt Jonas Polfuß in seinem Beitrag *Humor im alten China*. Von gewitzten Argumenten, über derbe Späße und tiefsinniger Ironie, bis hin zu gratwandernder Groteske versucht der Beitrag einen originalen und unverfälschten chinesischen Sinn für Humor nachzugehen.

Viel Spaß beim Schmökern!

Frank Andreß

- 4 **Im Focus** Gerhard Paul – *Eine Superikone feiert Geburtstag*
- 10 **Wegweiser** *Das BA/ MA-Studiensystem und die Zukunft der Sinologie im deutschsprachigen Raum*
- 15 **Erlebnisbericht** Simon Preuschoff – *Rikschafahrer und das wuselige Leben*
- 18 **Nachgefragt** *Im Gespräch mit Kerstin Lohse*
- 24 **Alumni-Bericht** Anja Gargulla – *4598 immerwährende Herausforderungen*
- 27 **Auf ein Wort!** *Humor im alten China*
- 30 **Wortspüle** 得过且过
- 31 **Saitenhieb** *Hip Hop aus Korea: The Quiett* 더 콕이엣
- 32 **Schmökierstoff** *Die Schere im Kopf*
- 34 **Erlebnisbericht** Marco Sparmberg – *Großstadttagebuch – Berichte aus Hongkong #3*
- 38 **Baukunst** Clemens Peterseim – *Fünf Sterne über Nepal*
- 42 **VERSiert** 成德樂
- 43 **Chinese Landscape**
- 44 **Kommentar** *Schatten der alles bestimmenden Vergangenheit*
- 46 **Abgehauen!** *Ein ständiges Vor-Augen-Führen*
- 50 **Ohne Kommentar!**
- 52 **Impressum**

Eine Superikone feiert Geburtstag – Zur Geschichte des Mao-Porträts, das in diesem Jahr 60 Jahre alt wird von Gerhard Paul

Das Mao-Porträt auf dem Platz des Himmlischen Friedens gilt als "the most important painting in China" (Wu Hung) bzw. als "the single most reproduced portrait in human history" (Francesca Dal Lago). Die *New York Times* bezeichnete es 2006 als "China's Mona Lisa". Zweifellos zählt es zu den Superikonen des 20. Jahrhunderts.

Herrscherporträt

Anders als vielfach angenommen handelt es sich bei dem offiziellen Staatsporträt auf dem Tiananmen Platz nicht um ein Foto, sondern um ein Gemälde, das den Konventionen des Herrscherporträts verpflichtet ist. Anders auch als zahlreiche spätere Poster lässt das offizielle Mao-Porträt künstlerisch keine originären chinesischen Traditionen erkennen, vielmehr ist es der westlichen, genauer der sowjetischen (Porträt-)Malerei verpflichtet, wie sie seit 1949/50 an den Kunstakademien in China gelehrt wurde, deren Lehrer vielfach in der Sowjetunion studiert hatten.

Im Unterschied zu anderen Herrscherporträts des 20. Jahrhunderts wie z.B. von Mussolini, Hitler und Stalin, die sich in verschiedenen weltlichen Rollen und Posen in Szene setzen ließen, dominierte in der Volksrepublik China eine immer gleiche, geradezu ikonenhaft starre Darstellung das offizielle Porträt Maos. Dieser erschien nicht als der Agitator wie vor ihm Lenin oder als Anführer einer Massenbewegung wie Hitler, sondern einzig als der alterslose väterliche Führer. Mit dem Verzicht auf jedwede Herrschaftssymbole und -insignien betont das Mao-Porträt die übernatürlichen, gleichsam göttlichen Fähigkeiten des "Großen Vorsitzenden", dessen Wille und Kraft als Person im Mittelpunkt der Darstellung stehen. Es visualisiert damit am ehesten den von Max Weber als charismatische Herrschaft bezeichneten Herrschaftstypus. Bildpolitisch steht das Mao-Porträt in der Tradition des byzantinischen Bildprogramms,

in dem der Kaiser als Abbild Gottes erschien und in den kosmischen Zusammenhang mit der himmlischen Hierarchie gebracht war. Wie damals sollten die Untertanen in ihrer Haltung zum Bild und im Umgang mit diesem dem Staat zugleich ihre Loyalität bezeugen.

Variationen

Von dem staatsoffiziellen Porträt gibt es sieben oder acht verschiedene Variationen: Die ersten drei, wenig bekannten Bilder der Jahre 1949 bis 1952 sind Ausdruck der Experimentierphase mit dem Ziel, das ideale Herrscherporträt zu schaffen. Die unmittelbare Funktion des



Porträts war es zunächst, den Massen auf dem riesigen Platz das Bild ihres Staatsgründers zu kommunizieren, der auf der Tribüne vor dem Kaiserpalast nur als winziger Punkt zu vermuten war. Gestaltet wird das Porträt von einer eigens hierfür eingerichteten Malerwerkstatt, deren Aufgabe im Wesentlichen darin bestand, das aktuelle Porträt je nach Bedarf zu säubern oder zu retuschieren. Zum Teil wurden zu diesem Zweck ältere Leinwände bis zu sechs Mal übermalt. Das seit 1952 den Eingang zur Verbotenen Stadt überragende, 6 x 4 Meter große und bis zu zwei Tonnen schwere Staatsporträt avancierte binnen kürzester Zeit zu *der* nationalen Ikone des neuen China.

Das eigentliche Ursprungsporträt – wie es bis heute dem offiziellen Porträt zugrunde liegt – stammt aus dem Jahr 1952. Es wurde von dem Kunsterzieher Zhang Zhenshi geschaffen. Sein nach einer fotografischen Vorlage gestaltetes Bild beinhaltet etliche Konventionen, die sich in allen späteren Varianten wieder finden. Zunächst stellt es eine ikonisch-offene Komposition dar, die ihre Wirkung nicht durch das Bild selbst, sondern vor allem durch die von ihm initiierten Blickbeziehungen zwischen Betrachter und Bild bezieht. Der Blick aus dem Bild fungiert als Rezeptionsvorgabe, durch die der Betrachter in das Bild hinein gezogen wird. Das fast frontale Gesicht scheint den Blick des Betrachters geradezu zu suchen. In diesem Sinne ist das Porträt nicht nur gestaltetes Abbild, sondern zugleich Medium, das den Betrachter zur Teilnahme auffordert. Wie Jan van Eycks "Mann mit rotem Turban" (1433) entfaltet das Mao-Porträt eine autonome Kraft, indem es unabhängig von den Standorten und Bewegungen jedes einzelnen Betrachters auf jeden Blick simultan reagiert und die Betrachter durch den Blick auf das Bild an Maos übernatürlichem Wesen partizipieren lässt, was den Betrachter – ähnlich wie bei der Betrachtung christlicher Gnadenbilder

– wesensmäßig tangieren soll. Allerdings agieren Porträt und Betrachter nie auf Augenhöhe. Vielmehr schwebt Mao über diesen, was das Über-Natürliche und Göttliche des Porträtierten betont. Sein Blick überstrahlt den Platz und von diesem aus die Welt. Dieser Effekt sei sehr bewusst geschaffen worden, wie einer der Mao-Porträtisten später einräumte.

In den nunmehr 60 Jahren seiner Existenz hat das Mao-Porträt auf dem Tiananmen Platz nur marginale Änderungen erfahren. Neben den Porträts der Experimentierphase und dem frühen Porträt von Zhang lassen sich drei weitere Porträts ausmachen: das „two-ear“-Porträt von 1958, das im Unterschied zu 1952 geglättete, auf der linken Gesichtshälfte leicht verschattete Porträt Wang Guodongs von 1966, auf dem Mao nun deutlich älter und väterlicher dargestellt ist und seinen Kopf wie schon auf dem Porträt von 1950 leicht nach



rechts gewendet hat, wodurch nur mehr sein rechtes Ohr zu sehen ist, sowie schließlich das seit Ende der 1970er Jahre bis heute offiziell gültige "two ear"-Porträt von Liu Yang. Im Unterschied zum Porträt der 1960er und 1970er Jahre wirkt der "Große Vorsitzende" hier deutlich älter; die Augenhöhlen weisen Schatten auf; sein Gesicht ist breiter und leicht aufgedunsen, wodurch die bislang markanten Gesichtszüge verschwimmen.

Als stärkstes und durchgängiges Merkmal aller Porträts erweist sich sein hybrider Charakter. Auf allen Bildern erscheint Mao als göttlich und menschlich zugleich. Durch den fehlenden Bildhintergrund, den Verzicht auf Herrschaftssymbole und Accessoires als auch durch die nur minimalen Änderungen am Ursprungsbild ist das Porträt den Veränderungen der Zeit enthoben. Mao erscheint nicht wie andere totalitäre Führer einer besonderen Rolle verpflichtet, sondern einzig als über den Massen schwebender gottähnlicher Führer. Durch die fotorealistische Abbildung, die schlichte Kleidung sowie die Fixierung der Betrachter durch den Porträtierten bleibt Mao zugleich eine diesseitige Person.

Resonanzkörper



Seine Wirkung entfaltet das Mao-Porträt zugleich im Kontext des Ortes und dessen Architektur. Dieser stattet das Bild mit einer zusätzlichen Aura aus. Er fungiert gleichsam als metaphorischer Körper, der dem Bild

Bedeutung und Sinn verleiht. Seit 1949 hängt das Mao-Porträt unverändert an der Nordseite des Tiananmen Platzes. Für die Betrachter befindet es sich optisch vor der Kulisse des mächtigen Kaiserpalastes. Das Bild thront gleichsam über dem Tor des Himmlischen Friedens aus dem 15. Jahrhundert, welches über 500 Jahre bis 1911 für alle normal Sterblichen den Zugang zur Verbotenen Stadt versperrte, und exakt an der Stelle, an der bis zum Ende der Kaiserzeit die kaiserlichen Dekrete entrollt und damit der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden waren. Topografisch befindet es sich auf der Zentralachse des Pekinger Stadtplans, dem die meisten chinesischen Großstädte nachgebildet sind. Zugleich hängt es unterhalb der Tribüne, von der aus Mao die Volksrepublik China proklamierte, und die wiederum von dem offiziellen Staatssymbol gekrönt wird. Das Porträt besitzt somit keine dekorative Funktion, es okkupiert vielmehr einen zentralen Ort und kreiert zusammen mit anderen Elementen des Platzes einen symbolischen Raum, der traditionelle mit modernen sozialistischen Elementen verknüpft.

Weil zunächst noch andere Porträts Maos existierten und unser Bild zudem nur wenige Tage im Jahr an seinem Platz hing, setzte sich das staatsoffizielle, geglättete Mao-Porträt erst mit der Kulturrevolution nach 1966 als zentrale und allgegenwärtige Ikone im privaten wie im offiziellen China durch. Mit der Mao-Bibel, die 1966 die Auflagenhöhe von einer Milliarde Exemplare überschritt und deren Frontispiz ebenfalls das Porträt des "Großen Vorsitzenden" ziert, erfuhr das Bild eine weitere Popularisierung. Die Verehrung nahm erst jetzt ritualisierten Charakter an, wenn etwa Mao-Worte vor dem Bild rezitiert, Loyalitätstänze vor dem Porträt aufgeführt oder geradezu fanatisch Kopien von Mao-Bildern hergestellt wurden. Seit 1966 war das Porträt im Alltag der Chinesen präsent. Es zierte den Eingang von öffentlichen Gebäuden, wurde bei Kundgebungen mitgeführt und in

den privaten vier Wänden verehrt.

„War of Monuments“

Als Zentralikone der kommunistischen Diktatur war das offizielle Porträt wiederholt Objekt von individuellem und kollektivem Protest. Bekannt wurden vor allem die Demonstrationen im Frühjahr 1989. Der kanadische Kunsthistoriker Wu Hung hat diese als Kulminationspunkt einer „image-making movement“ bzw. als „war of monuments“ bezeichnet. Nicht zufällig handelte es sich bei den Akteuren vielfach um Kunststudenten und Künstler. International für Schlagzeilen sorgte am 23. Mai 1989 der Farbanschlag von drei Männern aus dem Geburtsort Maos, unter ihnen ein 22-jähriger Kunststudent, die das Mao-Bild mit Farbbeuteln bewarfen. Da andere Demonstranten eine Diskreditierung der gesamten Bewegung befürchteten und auch unter ihnen Mao vielfach noch als positive Ikone gegen das bestehende korrupte Regime und sein Porträt daher als sakrosankt galt, wurden die drei Frevler von Mitstreitern gepackt und der Polizei übergeben.

Höhepunkt der Protestbewegung war am 29./30. Mai 1989 die Errichtung eines Gegenmonuments durch Studenten der Pekinger Zentralakademie der Bildenden Künste unmittelbar gegenüber und auf Augenhöhe mit dem Mao-Porträt. Das auch als "Goddess of Democracy" bezeichnete, etwa 10 Meter hohe Standbild erinnert in Haltung und Form sowohl an die New Yorker Freiheitsstatue als auch an die Frauenskulptur von Wera Muchina vor dem sowjetischen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung 1937. Anders als 1989/90 in zahlreichen Ländern Osteuropa artikulierten sich die Kritik in China jedoch nicht als ikonoklastischer Befreiungsschlag, sondern als symbolische Provokation. Die Freiheitsgöttin auf dem Tiananmen Platz schaute Mao direkt und auf gleicher Höhe an und bekundete damit symbolisch ihren Anspruch auf Teilhabe an der Macht. Unmittelbar zu Beginn der

Niederschlagung der Protestbewegung am 4. Juni 1989 wurde das Gegensymbol von der Armee zerstört.

Interkultureller Transfer

Wie kein anderes Herrscherporträt inspirierte vor allem das geglättete, idealisierte Porträt des "one ear"-Mao der 1960er Jahre die Protestbewegungen des Westens. Im Gefolge der positiven Rezeption der Kulturrevolution in den linken Protestmilieus übertrug sich der Mao-Kult seit 1967 auf die studentischen Protestbewegungen in Westeuropa und der USA. Vergleichbar mit der reliquienartigen Verehrung Che Guevaras wurde das Mao-Bild auch hier wie eine Monstranz auf Demonstrationen mitgeführt. Es geriet, wie es ein Zeitgenosse formulierte, zur „Mona Lisa der Weltrevolution“.



Inspiziert vom Mao-Kult der Protestbewegungen der 60er Jahre griffen auch Künstler das Mao-Porträt auf. Diesen ging es allerdings weniger darum, sich kritisch mit dem totalitären Kunststil oder gar mit der politischen Praxis

in China auseinanderzusetzen als vielmehr darum, die eigenen Mechanismen der Bildproduktion in Medien und Kunst zu reflektieren. Das Mao-Porträt fungierte dabei lediglich als Folie. Andy Warhol machte aus Mao eine Ikone der Pop-Kultur. Wie in Markenwerbung und Massenmedien reduzierte Warhol Mao auf den Status einer beliebigen Marke, bei der es letztlich nur noch auf die richtige Verpackung, d.h. auf die Farbgebung von Gesicht und Hintergrund, ankommt. Noch vor Warhol hatte sich 1968 auch Gerhard Richter mit dem Mao-Porträt auseinandergesetzt. Wie dieser benutzte auch er ein offizielles Mao-Bild als Vorlage, um sich aber zugleich von der zeitgenössischen Pop Art abzugrenzen. Maos milde lächelndes Gesicht reproduzierte Richter in extremer Unschärfe, wodurch dieser gleichzeitig gespensterhaft wie verklärt wirkte.

Eine andere Form der Auseinandersetzung mit dem staatsoffiziellen Mao-Porträt ist Nancy Bursons 1983 im Kompositverfahren am PC hergestelltes Bild "Big Brother". In den übereinander projizierten Gesichtern von Stalin, Mussolini, Hitler, Mao und Khomeini verschwinden die individuellen Porträts der einzelnen Diktatoren, lediglich das nicht mehr identifizierbare Porträt eines ideellen totalitären Gesamtdiktators bleibt übrig. Zweifellos am radikalsten dekonstruiert wurde das Mao-Porträt von dem aus Peking stammenden, der Kunst des Zynischen Realismus zuzuordnenden Künstler Zhang Hongtu. In Installationen wie "Pingpong-Mao" greift Zhang die Ikonenhaftigkeit des Mao-Bildes auf, dessen Gesichtsumriss bereits genügt, um die Erinnerung an das Ursprungsbild zu aktivieren. Einer der wenigen Künstler, die die Produktion des Mao-Bildes und den Mao-Kult selbst zum Thema machten, war Jörg Immendorf, ehemals selbst Mitglied der maoistischen KPD. Mit seinem Gemälde "Anbetung des Inhalts" von 1985 leistete er zugleich ein Stück individueller künstlerischer Biografiearbeit.

Populär bis heute

Obwohl nach Maos Tod und dem öffentlichen Eingestehen von Fehlern Maos dessen Bilder sukzessive aus der Öffentlichkeit verschwanden, blieb das Porträt am Tiananmen Platz hiervon verschont. Sein Porträt über dem Tor des Himmlichen Friedens überlebte die politischen und kulturellen Veränderungen nach 1989. Es blieb daher als politische Ikone, als banaler Alltagsgegenstand sowie als Objekt der Kunst auch im modernen China präsent.

Der Bruch mit der chinesischen Variante des Sozialistischen Realismus nach 1989 beförderte eine kritisch-ironische Auseinandersetzung mit dem Mao-Porträt in der chinesischen Gegenwartskunst. Künstler begannen mit dem idealisierten Mao-Porträt zu spielen, wie etwa Wang Keping, der das Abbild des gereiften Mao mit dem einer korpulenten buddhistischen Gottheit verband und damit auf dessen Vergötzung anspielte, oder Liu Wei, in dessen Bild Mao nur mehr Hintergrundfolie für ein Kinderfoto ist. In ihrer Thematisierung des Mao-Kults adaptierten chinesische Künstler vor allem die Mao-Bilder Richters und Warhols. Sichtlich inspiriert von Richters Mao-Bild sind Huang Yans Fotografie „Mao Zedong's Portrait“ und Yin Zhaoyangs Ölgemälde von 2006. Vor allem jedoch waren es Andy Warhol und die Pop Art, an denen sich die chinesische Kunstszene orientierte. Als bekanntester und bedeutendster Repräsentant der Pop Art-Künstler Chinas und einer der ersten, der Mao als Sujet in die chinesische Kunstszene einführte, gilt Yu Youhan, der sich seit den frühen 1990er Jahren wiederholt mit dem Mao-Porträt seiner eigenen Vergangenheit auseinandergesetzt und dabei plakativ übersteigernd sowohl Darstellungstechniken der traditionellen chinesischen Malerei und der offiziellen Propagandakunst als auch der Pop Art benutzte. Nur selten erfolgte die Auseinandersetzung in genuin chinesischen Kunsttraditionen wie den populären Neujahrsbildern, die etwa die Luo Brothers adaptierten.

>>

Auf nach China!

... und dort mitreden können

KURSE UND VERANSTALTUNGEN

RUND UM CHINA:

● WWW.KONFUZIUSINSTITUT-LEIPZIG.DE



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Otto-Schill-Straße 1 / 04109 Leipzig

Telefon 0341 / 97 30 390

E-Mail info@konfuziusinstitut-leipzig.de

Im heutigen China ist der ideologische Mao-Kult einem unpolitischen Alltagskult gewichen, der das Mao-Bild als mächtiges Motiv im Leben und Erleben der meisten Chinesen präsent hält. Mao-Porträts zieren Schaufenster und Kioske. Models gefallen sich in T-Shirts mit dem Aufdruck des Konterfeis des "Großen Vorsitzenden". Das Mao-Bild fungiert als Warenzeichen für anspruchsvolle Konsumartikel. Restaurants im Mao-Stil erfreuen sich Beliebtheit. Das Bild hat gar den Status eines Talismans, indem es von Taxi- und Busfahrern benutzt wird, um Gefährdungen wie Passagiere vor Unfällen zu bewahren.



Wie stark die kultische Verehrung des Andachtsbildes von 1966 auch in der chinesischen Gegenwartsgesellschaft noch immer ist, musste jüngst der französische Automobilhersteller Citroen erfahren. Er hatte in spanischen Zeitungen eine Anzeige mit dem Mao-Porträt von 1966 geschaltet, auf der Mao schielend und den Mund verziehend von einem Wandbild herunter auf ein neues Citroen-Modell blickt. Nach Protesten aus China sah sich Citroen gezwungen, sich zu entschuldigen und die Anzeige zurückzuziehen.

Gerhard Paul ist Professor für Geschichte und ihre Didaktik an der Universität Flensburg.

Das BA/ MA-Studiensystem und die Zukunft der Sinologie im deutschsprachigen Raum – Studentische Impulse

Es gibt wohl kaum ein Thema, das Studierende wie Lehrende derzeit so umtreibt, wie die Umstrukturierung der alten Magister- auf das neue System der Bachelor- und Masterstudiengänge und die damit verbundenen Herausforderungen. Im Rahmen der 100-Jahrfeier der Hamburger Sinologie trafen sich des-



halb vom 21. bis 24. September 2009 Studenten chinabezogener Studiengänge verschiedener deutscher Universitäten zur Studierendenkonferenz „Deutsche Sinologie – Perspektiven im 21. Jh.“ Die Bedingungen für diesen ersten und, wie sich zeigen sollte, dringend nötigen Erfahrungsaustausch waren im Vorfeld der themengleichen Konferenz der deutschsprachigen Sinologen denkbar günstig. Das Hamburger Konfuzius- Institut und die dortige sinologische Fachschaft stellten Mittel und Räumlichkeiten für ein effektives Arbeiten zur Verfügung, die sehr gute Organisation und Vorarbeit durch unsere KommilitonenInnen ermöglichten uns eine angenehme, gemeinschaftliche Atmosphäre, in der sich rege Diskussionen entwickelten. So konnten wir die wichtigsten Facetten von Veränderungen und Problemen, deren Ausprägungen sich von Uni zu Uni teilweise stark unterschieden, sowie Lösungsansätze herausarbeiten. Dabei wurde

klar, dass uns regelmäßige Treffen in so großem Kreis bessere Chancen bieten, aktiv Einfluss auf die aktuellen Entwicklungen unseres Studienganges zu nehmen. Das nächste studentische Treffen ist für das Frühjahr 2010 an der Universität Leipzig geplant und es bleibt zu wünschen, dass dieses Mal Studierenden-



vertreter möglichst jedes deutschen Standortes daran teilnehmen werden. Der einzige Wermutstropfen der diesjährigen Konferenz

Das Impulsreferat

„Ziel des Bologna-Prozesses ist es, dass Europa durch die Einführung eines gestuften Studiensystems aus Bachelor und Master mit europaweit vergleichbaren Abschlüssen, die Einführung und Verbesserung der Qualitätssicherung sowie die Steigerung der Mobilität im Hochschulbereich stärker zusammenwächst.“
<http://www.bmbf.de/de/3336.php> (23.09.2009)

Probleme

Aus unserer Sicht ist die Umsetzung des Bologna-Prozesses im Bereich der Sinologie in Deutschland nicht geglückt. Alle drei Ziele konnten bisher nicht verwirklicht werden. Die intensive Nutzung von Multiple-Choice-Klausuren verhindert nachhaltiges Lernen und führt nicht zum Erwerb von Kenntnissen des

bildete denn auch deren mangelnde Anwesenheit, wodurch die Möglichkeit eines umfassenden Vergleichs und Austausches von Erfahrungen aller Studienorte doch eingeschränkt wurde. Abgesehen davon verlief die Studierendenkonferenz jedoch sehr zufriedenstellend, zu den Hauptkritikpunkten und möglichen Lösungsansätzen fand sich schnell ein gemeinsamer Konsens. Das folgende Impulsreferat stellt die Essenz unserer Arbeit dar. Es wurde auf der Professorenkonferenz vorgestellt und regte positiv zu Diskussionen und Austausch innerhalb der Professenschaft an. Ob und welche Impulse aufgenommen wurden, welche unserer Ziele künftig noch stärker vertreten werden müssen und wie sich die angestrebte Vernetzung der deutschen Sinologen sowohl auf Studentenebene, als auch unter den Lehrenden entwickelt, werden Kernthemen der nächsten Konferenz sein.

ws & jt

tragen, im Gegenteil, wechselwillige Studenten sind mit massiven Problemen konfrontiert. Dies führt oftmals zum Verlust eines ganzen Studienjahres, in dem Kompetenzen, die an der neuen Fakultät gefordert werden, nachzuholen sind. Ein B.A.-Abschluss in fünf Studienjahren, ohne langen Auslandsaufenthalt – kein Ansporn, mobil zu sein. Aber nicht nur innerhalb des B.A.-Studiums ist es schwierig, den Standort zu wechseln. Gravierender ist die Situation für angehende M.A.-Studenten, die erst bei der Wahl des Anschlussstudiums feststellen, dass Sinologie nicht gleich Sinologie ist. Welcher Studiengang B.A. mit welchem M.A.-Angebot kompatibel ist, wird nirgends erwähnt und ist nur durch intensive Eigenrecherche in Erfahrung zu bringen – für den mündigen Studenten kein Problem, aber für einen Abiturienten ist es eine beträchtliche Leistung, sich bereits vor Beginn des B.A. Gedanken über mögliche M.A.-Standorte machen zu müssen.

Wir haben den Eindruck, dass die Studienorte sich untereinander nicht abgesprochen haben, wie man einen vergleichbaren Bachelor-Abschluss gestalten muss. Da die im Internet zur Verfügung gestellten Informationen oftmals vage formuliert sind, ist es für einen angehenden Studierenden schwierig, sich mit dem Lehrangebot und den Inhalten vertraut zu machen. Eine Fakultät mit fünf Lehrkräften kann kein umfassendes Angebot aller Epochen und Themen in jedem Semester anbieten. Dies ist auch nicht notwendig, solange transparent gemacht wird, welche Schwerpunkte in Lehre und Forschung vorliegen. Zur Erinnerung: ein M.A.-Student hat häufig nur zwei, manchmal drei Semester Zeit, Kurse zu belegen. Wenn in der Zeit genau die Kurse nicht angeboten werden, die man in den Lehrverzeichnissen der letzten Semester gefunden hat, ist dies ärgerlich – vor allem aber vermeidbar.

Uns ist wichtig, klarzustellen, dass wir keine Angleichung der B.A.-Studiengänge fordern. Gerade die Vielfalt der Sinologie in

Deutschland ist eine Chance für Studierende, den für sie passenden Fachbereich zu finden. Nur müssen die Unterschiede klar herausgearbeitet werden. Sei es im Bereich der Regionalwissenschaften und der „traditionellen“ Sinologie oder bei der Nutzung der Lehrwerke für modernes und klassisches Chinesisch. Sei es bei der Anzahl an Semesterwochenstunden in eben jenen Kursen und dem resultierenden Sprachniveau oder dem wissenschaftlichen Arbeiten, z.B. in Bezug auf die Nutzung chinesischer Quellen in Abschlussarbeiten. Unabhängig von den neuen Studiengängen ist die mangelnde Anzahl an Lehrkräften für die Sprachausbildung ein großes Problem. Ein sinologisches Studium muss eine adäquate Sprachausbildung gewährleisten, die es den Studierenden ermöglicht, chinesische Quellen zu nutzen.

Lösungsansätze

Wir würden es begrüßen, wenn Großteile der Multiple-Choice-Klausuren durch Essays oder Hausarbeiten ersetzt werden. Die große Belastung der B.A.-Studenten durch viele Klausuren in wenigen Wochen (an einigen Standorten bis zu drei Klausuren pro Tag) ließe sich durch kursübergreifende innerdisziplinäre Hausarbeiten lösen. Eine Hausarbeit im Bereich Chinesische Geschichte könnte z.B. dreigeteilt bewertet werden. Der Professor des Kurses „Chinesische Geschichte“ könnte Wissenschaftlichkeit und Inhalt überprüfen. Der Dozent für „Berufsqualifizierende Kompetenzen“ würde das Einhalten der Richtlinien zum Aufbau, Bibliographieren und Zitieren korrigieren. Der Lehrende der „Grundbegriffe der Geschichtswissenschaften“ hingegen müsste seinen Bewertungsschwerpunkt auf die korrekte Anwendung theoretischer Fachtermini legen. Drei Kurse, eine Arbeit, drei Noten. Die Überforderung der Studierenden würde verhindert, wissenschaftliches Arbeiten in Vorbereitung auf die Bachelorarbeit konsequent geübt und

das Problem des „nur-für-die-Klausur-Lernens“ gelöst werden.

Ein großes Problem der Studierenden ist die mangelnde Ausstattung der Fakultäten mit Lehrkräften für modernes Chinesisch. Ein adäquates und berufsqualifizierendes Sprachniveau ist eine der Kernkompetenzen eines Absolventen der Sinologie! Besteht die Möglichkeit, Sponsoren für Sprachkurse zu gewinnen, ohne die Freiheit der Forschung und Lehre zu beeinträchtigen?

Viele M.A.-Studierende sollen wissenschaftlich arbeiten und den späteren akademischen Nachwuchs bilden. Durch die Vermehrung studienintegrierter Forschungsvorhaben könnte die Ausbildung dieser Kompetenzen bereits vor der weiteren wissenschaftlichen Karriere gefördert werden.

Eine Lösung bezüglich der Anforderungen für M.A.-Anwärter wäre die Einführung von Standards, die deutschlandweit gelten. Eine festgelegte Anzahl chinesischer Quellen in wissenschaftlichen Abschlussarbeiten und ein bestimmtes HSK-Level wären eine Möglichkeit zu verhindern, dass Studierende nicht wissen, ob ihre Qualifikationen ausreichend sind, um an einem anderen Standort weiter zu studieren. Wie bereits erwähnt, sind wir von der Vielfalt der Sinologien, Regionalwissenschaften und Chinawissenschaften beeindruckt und wollen keine Angleichung! Um mehr Transparenz zu erhalten und den angehenden Studenten die Standortwahl zu erleichtern schlagen wir vor, einen „Sino-Guide“ und eine entsprechende fakultätenübergreifende Onlinepräsenz zu schaffen. In einem solchen Werk könnten die Fachbereiche in ihrer Vielfalt und ihren Eigenheiten dargestellt werden. Die zukünftigen Studierenden hätten die Möglichkeit, auf einen Blick Unterschiede zu erfassen und sich auch der Folgen einer Standortwahl bewusst zu werden (ein B.A.-Studium der Modernen Sinologie an Ort A befähigt nicht zu dem Master in Klassischem Chinesisch an Ort B). Die Kompatibilität und Nicht-Kompatibilität der verschiedenen Studiengänge kann so deutlich

gemacht werden. Angaben zu benutzten Lehrwerken, ggf. z.B. mit onlinevorhandenen Excel-Tabellen erforderter Vokabelkenntnisse zum Erreichen bestimmter Studienmodule könnten Studienortswechsler klare Informationen bieten, welche Anforderungen bestehen, um kein Studienjahr zu verlieren. Hier könnten ebenfalls die Unterschiede in wissenschaftlichen Anforderungen, z.B. beim Gebrauch von chinesischen Quellen, dargestellt werden. Mit Hilfe hochgeladener Haus- oder Abschlussarbeiten könnte sich der willige Student eine Übersicht über die Anforderungen verschaffen. Alumni-Berichte von Absolventen der jeweiligen Fakultäten, ähnlich den Jahresberichten des DAADs, könnten den Interessenten eine qualifizierte, vergleichende und vor allem bewusste Standortwahl ermöglichen. Selbstverständlich sind dies nur Vorschläge.

In Zusammenarbeit mit den Konfuzius-Instituten oder der ChDG könnte das Projekt formalisiert, objektiviert und qualitativ kontrolliert werden. Die Dauerhaftigkeit wäre unabhängig von den momentanen Fachschaftsratmitgliedern ebenso gewährleistet wie die zeitnahe Umsetzung. Innerhalb von 14 Tagen können wir einen Projektplan vorlegen, der eine erste Onlinestellung und Drucklegung bis April 2010 vorsieht. Hierfür benötigen wir vor allem Ihre grundsätzliche Zustimmung. Des Weiteren eine Finanzierungsbereitschaft von ca. 200 € pro Fachbereich für Webdesigner und Datenerhebung sowie die Bereitschaft, erhobene Daten gegenzulesen.

Verfasst von Mitgliedern der Fachschaften chinabezogener Studiengänge aus Universitäten in Berlin, Garmersheim, Hamburg, Leipzig, Trier und Tübingen.

>>

Rikschafahrer und das wuselige Leben

von Simon Preuschoff



Sonnenaufgang über dem Yuquan Campus der Zhejiang Universität in Hangzhou, stoisch grüßt die sandsteinfarbene Mao-Statue in den nebligen Morgen. Mao-Statuen sind recht einsam im China von heute, in der gesamten Provinz Zhejiang ist sie die Letzte ihrer Art. Im Hintergrund erhebt sich das Bibliotheksgebäude im Stil der siebziger Jahre, dahinter ein bewaldeter Bergrücken, an dessen Fuß entlang sich das Campusgelände erstreckt. Erste verschlafene Studenten schlurften Richtung Frühstück aus ihren Wohnheimen in eine der Mensen. Wie jeden Morgen um acht ertönt aus über dem Gelände verteilten Lautsprechern die Stimme eines fröhlichen Herren der voller Inbrunst den Rhythmus für die studentische Morgengymnastik vorgibt: *yi, er, san, si, wu!* Im Anschluss läuft eine Sendung, in der über die ruhmreiche Geschichte der Zhejiang Daxue (kurz: *Zheda*) informiert wird, die zu den besten in China gezählt wird und sich jetzt zum Ziel gesetzt hat, in den nächsten zwanzig Jahren zu den besten der Welt aufzusteigen.

Der Yuquan-Campus, an sich schon groß genug, ist bei weitem nicht der einzige der Zhejiang-Universität. Vor wenigen Jahren erst wurden verschiedene Universitäten Hangzhous mit

dazugehörigen Anlagen in die *Zheda* eingegliedert und draußen am Stadtrand hat man einen neuen Hauptcampus hochgezogen, wie aus dem Ei gepellt, moderne Gebäude westlicher Stararchitekten auf einem riesigen, golfplatzartigen Parkgelände. Man rühmt sich, dort die größte Mensa Asiens errichtet zu haben (Kapazität 10.000) – in China liebt man Superlativen. Der Yuquan Campus dagegen ist schon etwas älter und könnte er sprechen, hätte er sicherlich einiges zu erzählen. Manche der Gebäude stammen noch aus Zeiten vor der Gründung der Volksrepublik und der Efeu wächst bis unter das Dach. Hier sind hauptsächlich technische und naturwissenschaftliche Fakultäten angesiedelt, außerdem natürlich die „Zhu Kezhen Hall of International Education“ und dazugehörige Wohnheimanlagen, wo Chinesischstudenten aus aller Welt untergebracht sind, entweder im Rahmen eines 1 bis 2 semestrigen Sprachkursprogrammes oder für ein ganzes Bachelorstudium. Die größte Gruppe dieser Gaststudenten kommt aus Südkorea. Die meisten von ihnen büffeln für den HSK (das chinesische Pendant zum TOEFL), dem Eintrittsschein in ein Studium an einer chinesischen Hochschule. Ihre Anwesenheit sorgt auch dafür, dass man in der Umgebung des Yuquan-Campus ein paar ausgezeichnete koreanische Restaurants finden kann. Doch auch Mexikaner haben inzwischen ihre Spuren in der Gastronomie hinterlassen, sie stellen die zweitgrößte Gruppe und haben einen eigenen Wohnheimflügel für sich (Stand 2007).

Bewaldete Hügel ragen weit in das Stadtgebiet hinein und hinter der Bibliothek kann man über einer Treppe nach oben steigen und dann über den Bergkamm ein, zwei Täler weiter bis zum *Lingyin Si* wandern, ein großer Buddhistischer Tempel mit langer Geschichte.

Übersicht zu Problemen und Lösungsansätzen

Probleme

1. Umsetzung der Ziele des Bologna-Prozesses ist bisher nicht geglückt
 - a. Qualitätssicherung durch Multiple-Choice-Klausuren?
 - i. verschulte Struktur des B.A. leitet nicht zum wissenschaftlichen Anspruch eines M.A. Studiums an
 - b. Eingeschränkte Mobilität:
 - i. Studienortwechsel während des B.A. häufig nur mit Zeitverlust
 - ii. M.A.s mit B.A.s oftmals nicht kompatibel
 - iii. Absprache der Standorte anscheinend nicht vorhanden
 - c. Mangel an Vergleichbarkeit der Studienorte:
 - i. Intransparenz: wenige Informationen (schlechte Webpräsenz, selten Angaben zu Forschungsschwerpunkten und Lehrinhalten)
 - ii. Strukturelle Unterschiede
 1. zwischen moderner und „traditioneller“ Sinologie
 2. bei den Lehrwerken
 3. im Bereich des wissenschaftlichen Arbeitens
 4. im Sprachniveau
 5. bei der Bewertung von Vorkenntnissen
 - iii. Spezialisierung der Lehrenden nicht klar erkennbar
 - iv. Schwerpunkte der Fachbereiche nicht herausgearbeitet
2. Lehrkapazitäten für fundierte Sprachausbildung nicht angemessen

Lösungsansätze

1. Ersetzen von Multiple-Choice-Klausuren durch Essay-Klausuren und Hausarbeiten
2. Sponsoren für die Sprachausbildung
3. Studierendenintegrierte Forschungsvorhaben einwerben/ durchführen
4. Schaffung von wissenschaftlichen Standards in der Sinologie
5. Handbuch und Internetpräsenz der deutschen Sinologie zur Schaffung von Transparenz
 - a. Offenlegung der Schwerpunkte von Lehrkräften und Fakultäten in Forschung und Lehre
 - b. Kompatibilität: welcher M.A. kann nach welchem B.A. studiert werden
 - c. Angaben zu Lehrwerken, sprachlichen und wissenschaftlichen Anforderungen
 - d. Hochladen von Haus- und Bachelorarbeiten sowie Alumni-Berichten





In die Grotten und Felsen dort wurden zahlreiche Buddha- und Boddhisatvafiguren in Fels gemeißelt, die ältesten noch erhaltenen vor über 1.000 Jahren. Wer noch weiter wandert, findet sich bald fast vollends in pastoraler Chinaidylle wieder, in Dörfern zwischen teebewachsenen Hügeln. Vom Yuquan-Campus kann man schnell ins Grüne wechseln und im Frühling kann man auf den Feldern den Bauern bei der Teernte zuschauen. Der berühmte Drachenbrunnentee (*longjing cha*) Hangzhous wird an Berghängen bis nah an der Stadt angebaut, die sogenannten Teedörfer sind offizielle Touristenattraktion. Mehrmals jährlich finden Teemessen statt, man kann aber auch ins gut gemachte Teemuseum gehen. Anknüpfend an die lange Teehausstradition hat die Stadt natürlich auch einige edle Teehäuser aufzubieten – Hangzhou ist die Teestadt.

Neben Tee ist Hangzhou aber natürlich vor allem für seinen Westsee bekannt, der vom Campus bequem per Fahrrad erreicht werden kann. Einst Erholungsort chinesischer Kaiser ist er ein beliebtes Reiseziel des innerchinesischen Tourismus, das alte, chinaweit bekannte Sprichwort „Im Himmel das Paradies, auf Erden Hangzhou und Suzhou“ macht weitere Werbekampagnen wohl überflüssig. Auch wenn die Stadt nicht mehr ganz aussieht wie zur Song-Zeit und das Paradies sicherlich klarere Luft und weniger Hochhäuser aufweist – der Westsee ist tatsächlich recht schön und



bringt Hangzhou eine grüne Oase direkt im Zentrum, wie sie nicht viele chinesische Großstädte bieten. An manchen Sommerabenden lädt sie zu lauschigen Abendspaziergängen ein. In der Tat wird in der Stadt viel in den Tourismus investiert, eine ganze Skyline aus Pagodenkuppeln wurde in den letzten Jahrzehnten zur Vervollkommnung des Bergpanoramas neu nachgebaut – bis hin zur Pagode mit praktischer Rolltreppenauffahrt – ein herrliches Beispiel für chinesischen Pragmatismus. An den Wanderrouten in den Tälern der Umgebung werden ganze Dörfer in historisch korrekter Bauweise aus dem Boden gestampft. Am Westsee wiederum findet man Luxuseinkaufsstraßen und Ferrarihändler, wo man einige Jahre vorher durch schattige Gassen schlendern konnte. 2007 wurden die letzten Altstadtblocks am Seeufer mit dem Schriftzeichen für Abriss versehen. All das scheint exemplarisch für Chinas Wiederentdeckung der eigenen Tradition einerseits und sein emsiges Streben nach Fortschritt und Moderne andererseits.

Hangzhou ist reich, eine moderne, ehrgeizige Ostküstenstadt - und das zeigt sie gerne. Glänzende Wohntürme werden im Dutzenderpack hochgezogen, es gibt ein neues Konzerthaus, in dem auch mal die Kölner Philharmonie gastiert. Noch steht es etwas verloren in der Landschaft, in den nächsten Jahren wird der dazugehörige Stadtteil gebaut werden und ein Metronetz gleich dazu. Überall hat man



Mülleimer mit getrennten Behältern für Recycling- und Restmüll aufgestellt, wenn Herr Zhang von der Müllabfuhr auf seinem quitschenden Fahrrad kommt, landet alles trotzdem wieder vermisch in dem für das kleine Fahrrad viel zu großen Mülltank.

In den letzten Jahren hat man den Großteil der älteren Viertel mit den engen Gässchen und kleinen Buden eingestampft und dafür moderne Wohnanlagen gebaut, die mehr Platz bieten und schicker aussehen. Die Stadt wächst rasant, viele Chinesen von außerhalb werden durch die florierende Wirtschaft angezogen, weshalb der lokale Stadtdialekt in den letzten zehn Jahren auch weitgehend aus der Öffentlichkeit verschwunden ist. Fährt man mit dem Bus aus der Stadt in die erstbeste Satellitensiedlung, findet man die Rikschafahrer und das wuselige Leben wieder, für das Hangzhou zu fein geworden ist.

Hangzhou geht es gut, Hangzhou ist entspannt. Pulsierende Großstadtheft gibt es in Peking oder Shanghai, hier hingegen halten die Autos auch mal an, wenn man über den Zebrastreifen möchte. ■

Simon Preuschhoff studiert Sinologie an der Universität Leipzig.



Sechs Tipps für Hangzhou- Reisende und – Studierende

- Frühling und Winter sind nass und kalt, Gummistiefel daher essentiell!
- *Longjing-cun* ist überhaupt nicht das beste Teedorf!
- Fahrräder werden sowieso geklaut, kauft euch also lieber gleich ein billiges.
- Der botanische Garten ist hübsch, wimmelt im Sommer aber vor durstigen Mücken!
- Das dortige Han-Meilin-Museum ist einen Besuch wert.
- Am Berg hinter der Stadtgottpagode gibt es coole daoistische Grotten und Tempelchen.

Im Gespräch mit Kerstin Lohse

„Die Entwicklung ist auf Dauer

nicht mehr umkehrbar!“

Sie sind ja studierte Sinologin, von daher interessiert uns natürlich, wie Sie Journalistin geworden sind.

Für mich war das schon als ich angefangen habe Sinologie zu studieren der Berufswunsch. Daher habe ich mich nach dem Studium rundum beworben, wobei für mich auch zunächst egal war, ob es dann Hörfunk, Fernsehen oder Zeitung wird. Also habe ich verschiedene Bewerbungen an Journalistenschulen geschickt, wo man ja auch nicht ganz so einfach etwas bekommt. Bei der Deutschen Welle hätte ich dann wohl eine Stelle haben können, aber ansonsten hat mir der SDR, der hinterher zum SWR wurde, eben das Volontariat angeboten und das entpuppte sich als Glücksfall. Ich habe ganz gezielt auch während des Volontariats immer gesagt, dass ich gerne was mit China machen würde. Eine Kollegin meinte auch mal, „Mensch, immer nur China, wird das nicht langweilig“, letztendlich ist es aber so, dass man nur auf diese Weise im Kopf bleibt. Die haben dann nebenbei auch geplant, das Büro in Shanghai neu zu besetzen, wovon ich lange Zeit gar nichts wusste. Ich habe dem Chefredakteur immer wieder angeboten, dass wir eine Themenwoche China machen sollten. Irgendwann tat ich ihm dann mit meinem großen, immer abgelehnten Engagement so leid, dass er gesagt hat, „Frau Lohse, jetzt fahren Sie als Verstärkung mit zu 50 Jahre VR China Special“, und dann war ich Fünf Wochen vor Ort. Mit Eva Corell zusammen habe ich dann ein komplettes Themenpaket erarbeitet, und als dann überlegt wurde, ob ich die Stelle bekomme, hat es sich natürlich durchaus als hilfreich herausgestellt, dass ich schon was vorweisen konnte. So hab ich dann anderthalb

Jahre nach dem Volontariat die Chance bekommen, nach Shanghai zu gehen. Normal ist das so, dass man sich erstmal hier hochdient, aber wenn man eine Sprachkompetenz hat, ist das natürlich schon mal ein Pluspunkt mehr.

Wie würden Sie aufgrund Ihrer langen Erfahrung und zahlreichen Aufenthalte in China die Presse- und Meinungsfreiheit beurteilen?

Generell finde ich es immer wichtig, dass grade wir als Sinologen auch die Gesamtperspektive sehen. Da muss man dann natürlich beachten, dass gerade die Privatisierung der Medien die Medienlandschaft komplett verändert hat, zumindest im Printbereich. Im Hörfunk und Fernsehen gilt natürlich schon noch eine sehr viel stärkere Zensur, es gibt sehr viel stärkere Warnsysteme, was sich zum Beispiel daran zeigt, dass sehr wenig live stattfindet. Aber auch da haben Veränderungen zum Positiven stattgefunden. Vor allem im Printbereich fällt erstmal auf, wenn man am Kiosk steht, dass es ein vielfältiges Angebot gibt, dass es bunt ist, dass sie mit professionellen Fotos arbeiten, dass sie sich verkaufen müssen. Das war ja früher nicht der Fall, als jede Danwei ihre eigene Zeitung abonniert hatte und es am Ende des Tages egal war, ob jemand reingeguckt hat oder nicht. Also, ich denke wir sind weit davon entfernt, sowas wie Pressefreiheit zu haben und ich glaube auch, dass es große Rückschritte nochmal in den letzten Jahren gab, aber dass die Qualifizierung des journalistischen Personals natürlich nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. An den Universitäten, den Journalistik-Studiengängen tut sich wahnsinnig viel. Einige Bilder dürfen

natürlich in China nach wie vor nicht ausgestrahlt werden, zum Beispiel von den fremden Medien. Teilweise wird es immer noch schwarz, wenn bestimmte Leute interviewt werden. Aber wie gesagt, es findet eine graduelle Professionalisierung statt und ich denke auch, dass die Entwicklung auf die Dauer nicht mehr umkehrbar ist.

Letztes Jahr fand die Olympiade statt, in die von westlicher Sicht ja große Hoffnungen gesetzt wurden, auch im Hinblick eben auf eine Liberalisierung der Medien. Hat sich das in irgendeiner Weise erfüllt?

Ich denke, das waren überhöhte Erwartungen. Letztendlich sind die ja damals bei der Vergabe verkündet worden und in dem Moment habe ich vielleicht auch noch kurz geglaubt, dass es hilft, so ein Land immer im Fokus zu haben. In gewisser Hinsicht hat es bestimmt auch zu einer Professionalisierung beigetragen. Im Vorfeld sind ja auch chinesische Journalisten geschult worden, wie man mit ausländischen Kollegen umgeht, wie man mit gewissen Informationen umgeht, wie man über olympische Spiele berichtet. All das führt natürlich zu einer Verbesserung der Infrastruktur. Klar hat China in vielerlei Hinsicht von den olympischen Spielen profitiert, sicherlich hat es sich in manchen Regionen aber auch zum Nachteil entwickelt, weil zum Beispiel Wasser oder auch Gelder abgezwickelt wurden, die anderswo nötiger gewesen wären. Ganz konkret war es ja so, dass alle Journalisten, die da angereist sind enttäuscht waren, dass sie nicht alle Internetseiten öffnen konnten. Das war nun mal so überraschend nicht für Leute, die sich schon länger mit dem Land beschäftigt haben. Ich denke, es waren vorwiegend die Erwartungen der Menschen im Westen, die da ein bisschen falsch waren.

Wie empfanden Sie die deutsche Berichterstattung über Olympia? War die fair und objektiv?

Ich konnte natürlich begrenzt in der Presse verfolgen, wie in Deutschland berichtet wurde, weil ich eben in China war. Ich habe mir morgens immer die Tagesthemen im Internet angeschaut und war wirklich schockiert ob des Zynismus, den man da zu sehen bekommen hat. Vor allem von Seiten der Moderatoren, die sich jeden Tag gegenseitig darin überboten haben, was man jetzt wieder negatives findet. Da bin ich selbst in eine Verteidigungshaltung gegangen, obwohl ich sonst auch jemand bin, der kritischen Journalismus fordert und auch an der Stelle fordere. Aber wenn man ehrlich ist, interessiert uns Tibet im Normalfall ja doch eher am Rande, nur vor den Spielen musste natürlich geschaut werden, wie dort jetzt gerade die Menschenrechtslage ist. Sonst will das keiner wissen, aber in dem Moment war es ein großes Thema und da habe ich mich schon geärgert. Insgesamt würde ich sagen, dass im Fernsehen ein vielfältiges Bild gezeigt worden ist, aber die Frage ist immer, wie man das antextet. Die Beiträge, welche die Korrespondenten gemacht haben, waren nicht schlecht und ich denke auch ausgewogen, soweit ich das verfolgen konnte. Es liefen tolle Dokumentationen. Eine hat ein NDR-Kollege über „China – das Reich der Mittel“ zum Thema Doping gemacht, dann auch eine hervorragende 30-minütige Reportage von Jochen Grever zur Situation der Presse, die ebenfalls ein differenziertes Bild gezeigt hat. Und ich weiß natürlich, dass die Chinesen sich unheimlich geärgert haben über Teile der deutschen Berichterstattung. Auch Bekannte von mir, mit denen ich mich dann wieder getroffen habe und die mich zum Essen eingeladen haben, haben mich gefragt, wie ich gewisse Dinge so sehe. Natürlich haben die auch ein falsches Bild, wie bei uns die Presse funktioniert. Die glauben eben auch, dass es sehr stark politisch beeinflusst wird und haben dann immer gesagt: „Seit Merkel da ist, wird alles viel schlechter“. Die hat da aber nun ehrlich gesagt ja nichts mitzubestimmen, wenn man jetzt mal von

der Besetzung des ZDF absieht, aus dem Alltagsgeschäft hält sich die Politik ja doch raus.

Nun war ja 2008, was die Medien auf beiden Seiten angeht, ein sehr heißes Jahr. Im November 2008 gab es dazu den „Deutsch-Chinesischen Mediendialog“ in Kanton. Wie würden Sie die Positionen einschätzen, die man sich da gegenseitig vorgehalten hat?

Ich war auch nicht dabei, sondern habe nur darüber gelesen und habe von einem Stiftungsvertreter davon gehört. Der berichtete, dass wenig gemeinsame Basis da war bei dem, über was man da gesprochen hat. Die Deutschen, die jetzt auch dort waren, Georg Blume etwa, die haben erzählt, wo sie konkret überall behindert worden waren während des Jahres, wo sie teilweise sogar verhaftet wurden für Recherchen. Und in dem Zusammenhang muss man natürlich über Medienfreiheit sprechen. Umgekehrt haben ihnen die Chinesen dann nur vorgeworfen, wie sie selbst dargestellt wurden. Und das ist, glaube ich, eines der Probleme Chinas, dass es immer schaut, wie man in der Berichterstattung herüber kommt. Es geht dann gar nicht mehr um das Gesamtbild oder welche Rolle China eigentlich spielt. Sobald da irgendetwas Negatives berichtet wird, finden sie es ganz schlimm und sagen auch immer „das macht ihr nur mit uns so“. In Wirklichkeit wurde ja zum Beispiel lange Zeit über alles, was auch nur im Entferntesten mit Bush-Amerika zu tun hatte, noch wesentlich negativer berichtet. Und da muss China eben einfach akzeptieren, dass sie bei fortschreitender Integration in die globalisierte Welt, die von ihnen ja sicherlich gewünscht ist, mit so etwas leben müssen.

Halten Sie einen deutsch-chinesischen Mediendialog in der Zukunft für sinnvoll?

Selbstverständlich ist es sinnvoll, sich auszutauschen. Dadurch wird den Chinesen

vielleicht auch erstmal bewusst, dass es sie ja nicht persönlich treffen sollte, sondern dass es darum geht, gewisse Entwicklungen zu kommentieren. Es lässt sich eben auch am Beispiel anderer Länder nachweisen, dass es dabei nicht immer vollkommen fair und objektiv zugeht, sondern manchmal eben ganz andere Gründe vorliegen, die dazu führen, dass mehr oder auch gar nicht berichtet wird. Dass China jetzt nach den olympischen Spielen wieder ganz von der Medienlandkarte verschwunden ist, ist ja auch auffällig. Wer sich wirklich interessiert, liest jetzt vielleicht über die Zunahme an arbeitslosen Wanderarbeitern oder über die Dürre. Aber wenn man die Leute auf der Straße fragt, wann sie das letzte Mal etwas über China gehört haben, würden sie wahrscheinlich sagen „Sommer 2008“. Das hat ja auch nichts damit zu tun, dass da nichts mehr passiert in dem Land, sondern einfach damit, dass wir sehr viele Leute wieder abgezogen haben und einfach mit dem normalen Personal agieren und im Grunde alles von der Finanzkrise und Herrn Obama überschattet wird.

Wie würden Sie einerseits persönlich, andererseits auch beruflich, Ihre Rolle als Kulturvermittlerin, die Sie ja sicherlich zu Ihrer Zeit in Shanghai hatten, einschätzen?

Also ich denke, in der Zeit, als ich da als Korrespondentin gearbeitet habe, hatte ich natürlich wirklich eine aktive Rolle und eine Chance, regelmäßig im Programm aufzutauchen und vielleicht auch ein Chinabild zu vermitteln, das sich ein wenig unterscheidet von dem, was ein Sensationsjournalist machen würde. Im Hörfunk ist das ja sowieso eher eine „solidere“ Berichterstattung, aber dafür natürlich auch nicht so an den Primärquellen. Das ist kein investigativer Journalismus, es kommt eher darauf an, dass wir vor Ort sind und dann einfach die 56 Hörfunkprogramme der ARD alle bedient werden wollen. Wir müssen dann auch sehr oft das Gleiche erzählen,

weil einfach alle ihre Berichterstattung live haben möchten. Ansonsten ist aber natürlich auch immer wieder mal eine Phase, wo es weniger Aktuelles gibt und wo man sich auf Hintergrundberichterstattung beschränken kann und das habe ich auch gerne genutzt. Gerade in Peking kommen natürlich auch immer wieder Politiker durchgereist, über die man dann berichtet. Während Shanghai schon eher ruhiger ist. Dort habe ich dann viel Wirtschaft gemacht. Aber ich hatte auch die Zeit, mir dann zu überlegen, über welche Jahrestage ich mal berichten möchte, 25 Jahre Ein-Kind Politik zum Beispiel damals. Da haben wir einen halbstündigen Bericht gemacht, sind vor Ort gewesen und haben mit vielen Leuten gesprochen. Da denke ich schon, dass man da viel vermitteln kann.

Darauf aufbauend vielleicht: Wie ist denn das Verhältnis zwischen Ihnen als Person mit einer eigenen Meinung und den Anforderungen der Institution, der Sie verpflichtet sind, also dem Hörfunk oder dem Fernsehen. Gibt es Themen, über die Sie berichten müssen, wo es strenge Vorgaben gibt?

Vorgaben gibt es nicht, aber natürlich thematische Wünsche. Und natürlich nervt es dann, wenn Merkel, oder wie bei mir damals noch meist Schröder ins Land reist, und dann immer dieselben Fragen in den Livegesprächen sind. „Wie steht es mit den Menschenrechten“, auch unabhängig davon, ob er dazu überhaupt was gesagt hat. Ich denke, wenn jetzt jemand explizit kommt, um Wirtschaftsverträge zu unterschreiben, z.B. der Wirtschaftsminister, dann ist es manchmal wirklich absurd, wie wir da herangehen. Wir haben im Normalfall 3 Minuten für ein solches Gespräch, und wenn da jedesmal diese Sache abgefragt wird „hat er oder hat er nicht“. Anstatt dass man mal fragt, wo bewegt sich sonst was, wo könnte man vielleicht viel mehr Fortschritte auf anderem Wege machen. Das ist natürlich ein bisschen ärgerlich, und solche Gespräche

werden im Normalfall auch nicht mehr vorher abgesprochen. Aber insgesamt würde ich sagen, dass jetzt gerade im Falle Chinas die Kollegen in den Funkhäusern sehr empfänglich waren für Korrekturen meinerseits. Wenn die sich z.B. ein weiteres Thema gewünscht haben, von dem ich der Meinung war, dass es wenig Potential bietet, haben sie meist auf meine Expertise vertraut.

Ein noch kürzlich sehr stark diskutiertes Thema war die Auseinandersetzung um die Deutsche Welle. Haben Sie diesen Konflikt verfolgt und könnten Sie kurz die Hintergründe erläutern?

Das ist sehr schwierig ganz genau darzustellen. Ich denke, es war das Zusammentreffen aus dieser angespannten Stimmung im Vorlauf der olympischen Spiele und im Nachgang des Treffens mit dem Dalai Lama im Kanzleramt. Und das im Vorfeld der olympischen Spiele in vielen Talkshows nur eine bestimmte Sicht der Dinge auf China erwünscht war, eine sehr kritische. Als ich zunächst darüber gelesen hatte, fand ich es nicht so tragisch. Danach habe ich aber auch wieder Äußerungen von ihr gelesen, die einfach zu extrem waren.

Vermissen Sie manchmal von den Chinawissenschaftlern mehr Aktivität, in kritischen Zeiten mal zu versuchen, auch in der Öffentlichkeit Wahrnehmungen zu verändern, Vorurteile abzubauen?

Es wäre natürlich hilfreich, wenn die sich öfter mal zu Wort melden würden. Es ist ja nun so, und das weiß ich aus eigener Erfahrung, dass Wissenschaftler zum Teil auch nur begrenzt medienkompatibel sind. Es gibt natürlich einige, die es beherrschen und die dementsprechend auch überall auftauchen. Einer davon ist Eberhard Sandschneider, der sehr aktiv ist, geradezu ein Hans Dampf in allen Gassen. Der äußert sich genauso zu den USA wie zu China. Das sind zum Teil auch

Nachgefragt

griffige Formulierungen, der hat sich ja sehr viel zum Empfang des Dalai Lamas im Kanzleramt geäußert, und im Vorfeld von Olympia und so weiter. Schwierig sind hintergründige Artikel in Zeitungen, das dauert ja immer auch und da ist die Diskussion dann schon fast wieder abgeebbt. Die Wissenschaftler sind es gewöhnt, für die Ewigkeit zu schreiben, und nicht für die Zeitung.

Letzte Frage: der Milchpulverskandal. Würden Sie sagen, dass so etwas die Regierung unter moralischen Druck setzt?

Ja, ich würde sagen, dass sich das gravierender auswirkt als das soziale Gefälle was sonst immer genannt wird. Die Ungerechtigkeiten in diesem Fall, die Korruption, die dazu geführt hat, dass jetzt gerade die Menschen zu Opfern geworden sind, die sich überhaupt nicht wehren können. Und gerade auch wenn man nur ein Kind haben darf, da trifft man die Leute natürlich schwer. Ich bin mir sicher, dass da ganz große Aggressionen herrschen. Ich habe da Berichte gesehen von ARD oder ZDF über die Eltern, die sich an Initiativen beteiligen und sich alle auch schon wieder in den Untergrund begeben müssen, weil sie offiziell nicht für ihre Anliegen werben dürfen. Die Eltern informieren sich schon über die Langzeitfolgen und müssten eigentlich Musterprozesse führen, um da auch die Langzeitfolgen finanziell kompensiert zu bekommen. Das ist ja einfach eine Riesendimension, da war ja von 200.000 Kindern die Rede. Und solche Lebensmittelskandale sind ein sehr sensibles Thema und vor allem jetzt mit dem Milchpulverskandal wissen viele Eltern nicht, was sie ihren Kindern noch geben sollen.

Vielen Dank Frau Lohse!

Das Interview führten Philipp Bleckmann und Frank Andreß.
(Berlin, 3. März 2009)



Kerstin Lohse (geb. 1969) studierte Sinologie und Politische Wissenschaften in Heidelberg, Peking und Leiden. Nach ihrem Volontariat beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart arbeitete sie zunächst als Radio-Moderatorin und Redakteurin beim SWR in Baden-Baden. Im August 2000 ging sie als erste ARD-Radio-korrespondentin in die chinesische Wirtschaftsmetropole Shanghai, um dort das zweite ARD-Studio in China aufzubauen. Rund fünf Jahre lang berichtete sie von dort über die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklung Chinas und Hongkongs. Zwei Jahre lang war sie ehrenamtliche Präsidentin des Shanghai Foreign Correspondent's Club (2003-2005). Seit ihrer Rückkehr nach Berlin im November 2005 arbeitet sie beim Rundfunk Berlin-Brandenburg als Persönliche Referentin der Intendantin. Im August 2008 wechselt Kerstin Lohse als politische Korrespondentin ins ARD-Hauptstadtstudio. 2000 erhielt Kerstin Lohse den Kurt Magnus-Preis der ARD für ihre Berichterstattung über die Feierlichkeiten zum 50jährigen Bestehen der Volksrepublik China.



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Vortragsreihen Wintersemester 2009/2010

*China – Kultur & Gesellschaft in Vergangenheit
und Gegenwart*

PROF. DR. IWO AMELUNG JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN

● MO, 4. NOV • 18 UHR

Die Erfindung der vier großen Erfindungen:
Wissenschaftsgeschichtsschreibung im China des
19. und 20. Jahrhunderts

PROF. DR. ANDREA RIEMENSCHNITZER
UNIVERSITÄT ZÜRICH

● MO, 7. DEZ • 18 UHR

Andere Moderne/n oder das Andere der Moderne?
Funktionen des Mythos im ästhetischen Geschichts-
diskurs der chinesischen Nation

DR. CHU JUNJIE UNIVERSITÄT LEIPZIG

● MO, 14. DEZ • 18 UHR

Die Dharma-Debatte im 8. Jahrhundert in Tibet

PROF. DR. GERHARD PAUL
UNIVERSITÄT FLENSBURG

● MO, 11. JAN • 18 UHR

Das Mao-Porträt auf dem Platz des Himmlischen
Friedens – Geschichte, Funktion und Wandel

ACHTUNG!
AUSSER DER REIHE
AM MITTWOCH

*Der junge Blick nach China – Nachwuchswissenschaftler
sprechen zu ihren Arbeiten*

SIMONE BEINDORF UNIVERSITÄT MAINZ

● MO, 12. OKT • 18 UHR

Förderung von autistischen Kindern in China
– Das Beispiel einer chinesischen Nichtregierungs-
organisation

JOHN NJENGA KARUGIA UNIVERSITÄT LEIPZIG

● MO, 19. OKT • 18 UHR

Chinesische Migration nach und Integration
in Tansania

DR. SASCHA KLOTZBÜCHER UNIVERSITÄT WIEN

● MO, 30. NOV • 18 UHR

Das ländliche Gesundheitswesen der VR China im
neuen Jahrtausend: Zurück zum Barfußarzt oder hin
zum Wohlfahrtsstaat?

MAGNUS C. M. BROD

PHILIPPS-UNIVERSITÄT MARBURG

● MO, 25. JAN • 18 UHR

Handel entlang der neuen Seidenstraße – Xinjiang
zwischen China und Zentralasien

ALLE
VERANSTALTUNGEN
MONTAGS • 18 UHR
KOSTENFREI
& OHNE
ANMELDUNG

● KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

Otto-Schill-Straße 1 • D-04109 Leipzig

0341-97 30 390 / info@konfuziusinstitut-leipzig.de

www.konfuziusinstitut-leipzig.de

4598 immerwährende Herausforderungen – ein Blick zurück

von Anja Gargulla



Rot und schwerfällig dick liegt er vor mir, mein treuer alter Begleiter, den ich in den letzten Jahren aus den Augen verlor. Die dünnen Seiten gelben Papiers rascheln vertraut in meinen Händen. Tausende kleine Zeichen blitzen hervor. Das Impressum verrät: 4598. Verbanntes schlechtes Gewissen schleicht sich heran. Auch heute noch setzt sich der Geruch des Papiers beißend in die Nase. Rückblickend war er vielleicht der Auslöser eines Suchtverhaltens, das mich in China allwöchentlich in die Buchhandlung zog, um nach genussvollem Stöbern alte Bände chinesischer Klassiker zu erwerben, die ich mangels sprachlicher Fertigkeiten nie richtig lesen würde. Es ist *Dianmo* zu verdanken, dass ich wieder *meine* Ausgabe des Werkes in den Händen halte, das Generationen von Sinologen durch ihre Studienwelt begleitete. Ich gehörte lange Zeit zu den Wehmütigen, die ihren lieb gewonnenen Studienjahren gedanklich nur ungern den Rücken kehrten. Umso erstaunlicher ist

für mich die jetzige Beobachtung, nun doch im Anderen angekommen zu sein – wenn auch um den selbstverschuldeten Preis, dass viele der beim jetzigen Blättern vor mir springenden Zeichen bereits in erste Vergessenheit gerieten.

Die Zufallssinologin

Als im Frühjahr 1996 *meine* Ausgabe des nicht mehr ganz neuen *Neuen Chinesisch-Deutschen Wörterbuchs* in einer fünften Auflage die Welt erblickte, lag ich in den letzten Zügen zum Abitur. Ich kann hier nicht die sorglose Orientierungslosigkeit einer 18-Jährigen verleugnen, die schließlich einer modischen Strömung ihrer Zeit erlag. Mit der romantisierenden Vorstellung einer späteren beruflichen Tätigkeit als Auslandskorrespondentin entschied ich mich für ein Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Das ergänzende Element zum Magisterstudium entsprang der Lust auf die weite Welt, dem Reiz am Fremden und dem Zufall einer Vorlesung am pädagogisch verordneten *Tag der Offenen Tür* der Universität Leipzig. Letztere brachte einer (mir damals beeindruckend gebildet erscheinenden) Studentenschaft mittels mir nicht verständlichen, gleichwohl faszinierenden Erklärungssträngen die vielschichtige Bedeutung des *Daonäher*. Und so beeinflusste das *Daa* auch meinen Weg.

Methoden-Mix am Leipziger Schreibtisch

Aus dem elterlichen Bücherschrank mit Ruth Werners DDR-Bestseller *Sonjas Rapport* und dem Ming-zeitlichen Roman *Eisenherz und Edeljaspis* bestückt, nahm ich in Leipzig mein Studium auf und spürte rasch die strukturelle Besonderheit einer Regionalwissenschaft wie Sinologie. Wir bewegten uns alle im Umfeld

einer regionalen Spezialisierung, die oftmals keine Methodik aufwies und die historischen, kulturellen und sozialen Problemkreise Chinas stets nur punktuell erfasste. Für viele von uns bestand die Herausforderung darin, einen Dialog mit den jeweils anderen Fachdisziplinen zu suchen – in meinem Fall mit der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Hier galt meine akademische Vorliebe der in Leipzig primär historisch ausgerichteten Buchwissenschaft. In sich wiederum als Querschnittswissenschaft angelegt, bewegte ich mich folglich in einem bunten Methoden-Mix aus verschiedenen Forschungsansätzen und theoretischen Bezugspunkten. Dies mündete letztlich in meiner Magisterarbeit, in der ich mich unter Betrachtung der ostasiatischen Sammlung des Gutenberg-Museums in Mainz mit der Entwicklung des Druckens mit beweglichen Lettern in China befasste.

Regionalwissenschaftler haben mit den aus ihrer interdisziplinären Arbeit gewonnenen Erkenntnissen interessante Anregungen zu bieten. Sie können neue Perspektiven eröffnen, Zusammenhänge anders erfassen und Entwicklungen vergleichen. Empfehlenswert ist, den Blick auch über China hinaus auf andere Regionen zu richten, in denen sich jeweils regional geprägte, spezifische Diskurse entwickeln. Zunächst privat induziert war für mich insbesondere die arabisch-islamische Welt von Interesse, und Vergleiche trugen dazu bei, die jeweiligen Problemhorizonte auch in meiner Beschäftigung mit China zu erweitern.

China, mein China!

Mein einjähriger Studienaufenthalt in China führte mich 1999 als DAAD-Stipendiatin und

dem Vorhaben, den chinesischen Buchmarkt im Wandel zwischen Plan und Markt zu studieren, nach Nanjing. Schon ein Jahr zuvor hatte ich mir auf einer vierwöchigen Reise eine erste Orientierungskarte vom Land meiner Studien erstellt. Dieser erste wertvolle Erkundungsgang präsentierte mir ein Land, das nur wenig mit den im Studium vermittelten Eindrücken gemein hatte und bot einen ersten Ausblick auf die zu erwartenden Herausforderungen – China zieht an, China stößt ab, China verwirrt. Und China eroberte mein Herz. Nach dem ersten Entdecken folgte jetzt das Einrichten in Nanjing, der mir bereits auf den ersten Blick sympathischen, grünen Stadt am Yangzi. Der monotone Sprachunterricht der *NanDa* forderte den Studenten beharrliche Zähigkeit ab. Viel verführerischer wurden Erkundungen im unbekanntem Terrain. Im Alltag und auf Reisen stromerten wir in unserem selbst verordneten Freiraum durch die vielen Parallelwelten des Landes. Der auf eigene Faust unternommene Orientierungsprozess erkundete aber nicht nur China in seinem Spagat zwischen Erster und Dritter Welt. In unseren täglichen Erlebnissen waren wir oftmals mit uns selbst konfrontiert und erlebten ganz neue Aspekte unserer Persönlichkeit. Diese Begegnung mit uns selbst barg den Keim für viele neue Lernprozesse.

Schöne neue Arbeitswelt I – Generation Freiberufler

Schon während meines Studiums verließ ich häufig den heimischen Schreibtisch, um meine Fähigkeiten in der Praxis zu erproben. Praktika wie im Goethe-Institut Beirut, studentische Nebentätigkeiten und Projekte wie die Koordination der *Internationalen Studentischen*

Woche der Universität Leipzig besetzten zwar viel Studienzeit, stellten aber auch liebgewonnene Vorstellungen von der beruflichen Praxis auf den Prüfstand und boten Orientierung. Auf so manchen Enthusiasmus folgte die Ernüchterung der Realität, die letztlich aber wertvolle Erfahrungen bescherte. Von der *Generation Festanstellung* meiner Eltern gedanklich geprägt, stellte ich mich nach Beendigung des Studiums den Unwägbarkeiten des deutschen Arbeitsmarktes – zunächst wohlgenut, leider rasch enttäuscht. Nach Monaten zermürbender Bewerbungszeit mit dem allwöchentlichen *Arbeitsmarkt Bildung Kultur Sozialwesen* des Wissenschaftsladens Bonn und seinem bundesweiten Überblick über aktuelle Stellenangebote nahm ich meinen Berufseinstieg selbst in die Hand. Nach einem letzten Praktikum an der Senatskanzlei Hamburg verabschiedete ich mich von der viel beschworenen *Generation Praktikum* in die Freiberuflichkeit. Ob als Fortsetzung der Honorartätigkeiten nach dem Studium oder als Alternative zur Arbeitslosigkeit, ist dies für viele Absolventen der Sozial- und Geisteswissenschaften ein Sprungbrett in die Berufstätigkeit. Da immer mehr Institutionen und Unternehmen projektbezogen arbeiten und hierfür auf „flexible Fachkräfte“ zurückgreifen, bot dies auch für mich die Möglichkeit, in Projekten für die Deutsche Welthungerhilfe, die Universität Hamburg und den Hamburger Senat im Berufsleben Fuß zu fassen.

Schöne neue Arbeitswelt II – Spezialist oder Generalist?

Ein Schritt weiter, Statuswechsel. Nach zwei Jahren freiberuflicher Tätigkeit im Dschungel der Freiheit arbeite ich seit drei Jahren für den Hamburger Senat. In der Abteilung für Internationale Zusammenarbeit der Senatskanzlei betreue ich die Veranstaltungsreihe CHINA TIME, die Beziehungen Hamburgs zu Indien sowie den derzeitigen Hamburger

Vorsitz des Ostseenetzwerkes BSSSC. So stehen neben China und Asien spezifischen Fragestellungen auch Themen der Ostsee und EU-Politik auf der täglichen Agenda. Ich begann als Spezialist, entwickelte mich aber bald in generalistische Rollen hinein, wie sie für die Verwaltung typisch sind. Um in meiner Arbeit den breiten Bogen schlagen zu können, muss ich mich zunehmend auf übergreifende Themen konzentrieren und dabei bewusst die Detailsicht des Spezialisten verlassen. Im Gegensatz zum akademischen Alltag ist meine Arbeit temporär fokussiert. Sie beeinflusst die tägliche Entscheidung, in welchem Maße ich jeweils Generalist oder Spezialist sein kann und möchte. Prägend ist sicherlich auch mein von Juristen und Ökonomen bestimmtes Arbeitsumfeld. Hier treffen in vielen Fällen unterschiedliche Wissenskulturen aufeinander, die oftmals grundsätzliche Selbstreflexion erfordern. Häufig sind pragmatische Ansätze gefordert, wobei sich immer wieder zeigt, dass internationale Beziehungen ohne ein breites regionalwissenschaftliches Fundament nicht erfolgreich umzusetzen sind. Und Regionalwissenschaftler können daran mitwirken, die weit verbreitete Überschätzung des Halbwissens zu hinterfragen.

4598 immerwährende Herausforderungen – Ein Blick nach Vorn

Nun lasse ich nach meinem kurzen Blick zurück das schlechte Gewissen noch ein wenig meine Nerven kitzeln. Meine Nähe zu China und der Ehrgeiz, immer wieder aufs neue Chinesisch zu lernen, werden mich wohl mein Leben lang begleiten. Wie immer bleiben die guten Vorsätze, einen Sprachkurs im *Konfuzius-Institut* gegen das Vergessen zu belegen, die gelegentlichen Ausflüge zu *chinesepod.com* wieder aufzunehmen und mein kleines Moleskine mit einigen der 4598 Zeichen zu bestücken... *huo dao lao, xue dao lao!* ■

Humor im alten China

Entgegen der verbreiteten Meinung, im alten China hätten die Gelehrten nur flüssiges Moralin mit konfuzianischer Couleur zu Holz, Bambus, Seide oder Papier gebracht, gibt es eine stattliche Menge an humorvollen Texten in der frühen chinesischen Literatur. Schon auf den Lippen des Konfuzius möchte man ein schelmisches Lächeln erkennen, wenn der Meister im *Lunyu* als mildtätiger Lehrer seine Schüler schilt oder den Wunsch, im späten Frühling mit jungen Leuten baden zu gehen, als die edelste Ambition lobt (*Lunyu*, 11.26).

Im Folgenden werden einige anschauliche Kategorien von altchinesischem Humor vorgestellt. Die behandelten Passagen und Einteilungen können keine Vollständigkeit beanspruchen, sondern sollen einen ersten Eindruck vermitteln und idealerweise zum Nach- und Weiterlesen anregen. Zeitlich ist das Textmaterial auf die Zeit bis einschließlich der Tang (618-907 n.Chr.) beschränkt. Vielleicht kann der Blick auf Facetten des Humors und der Ironie aus der Zeit der Streitenreichen (475-221 v.Chr.) sowie der frühen Kaiserzeit dabei helfen, einen originalen und unverfälschten chinesischen Sinn für Humor zu ergründen, in dem auch heutige Ausprägungen in der Literatur Chinas ihren Ursprung haben. Es lassen sich zwar viele Regalmeter mit bierernsten Publikationen zur Ergründung von Humor und Ironie im Allgemeinen füllen, doch hier wird zunächst ganz unwissenschaftlich all jenes als relevant erklärt, was Schmunzeln und Lachen hervorlocken kann.

Gewitzte Argumente

Ironie – dann und wann mit sarkastischen Nuancen – tritt uns häufig in Argumentationen der klugen Köpfe aus der chinesischen Achsenzeit entgegen. Als gutes Beispiel dienen

die Anekdoten im *Yanzi chunqiu*, dessen Protagonist mit Weisheit, Schneid und einer guten Portion Humor seine Argumente präsentiert. Im *Mengzi* findet sich ebenso eine derartige Gewitztheit. Dort, wo als höheres Ziel die Königsbelehrung im Vordergrund und somit das Wohl des Volkes auf dem Spiel steht, zielt sie auf eine moralische Wirkung, die sich mal an der Reaktion des zurechtgewiesenen Königs und mal aus dem Argumentationsgang erkennen lässt. Schmunzeln macht besonders die Darstellung des Königs Xuan von Qi der aus unreflektiertem Mitleid ein Schaf an Stelle eines Ochsen opfern möchte, nur weil er Ersteres nicht leiden gesehen hat (*Mengzi*, 1.A.7).

Derbe Späße

Auch gekalauert wurde im alten China: Im *Hanfeizi* begegnet uns etwa ein Mann aus Yan, der sich aufgrund geistiger Verwirrung in Hundekot badet und von seiner Frau betrogen und belogen wird (*Hanfeizi*, 31.14). Die nur teilweise erhaltene Sammlung chinesischer Witze *Xiaolin*; Ursprünge vermutlich im 3. Jh. n.Chr.) bietet auch einige derbe Späße, die vornehmlich für das Schenkelklopfen gedacht sein mögen. So handelt es sich um ein scherzhaftes Geschichtchen von einem übergewichtigen Großvater, dem im trunkenen Schlaf vom Enkel einige Pflaumen in den Bauchnabel gesteckt werden (*Xiaolin*, Nr. 6). Das Opfer des Schabernacks leidet wenig später unter schrecklichen Schmerzen. Als die Pflaumen dann platzen und der Fruchtsaft hervortritt, vermeint der Arme, dass seine Gedärme ihn durch seinen Bauchnabel verließen und sein Ende gekommen wäre.

Tiefsinnige Ironie

Wie sich philosophische Hintergründigkeit mit feinsinniger Ironie vereint, lässt sich im *Zhuangzi* (ca. ab 4. Jh. n.Chr.) nachlesen. Als Beispiel kann die Passage betrachtet werden,

Auf ein Wort!

in der Zhuangzi versucht, Huizi klarzumachen, dass es möglich sei, das Vergnügen von Fischen nachzuempfinden (*Zhuangzi*, 2.17). Nicht weniger augenzwinkernd erscheint die dortige Anekdote über einige Studenten aus Shouling, die in Handan Auch in diese Kategorie lässt sich die Hasengeschichte aus *Hanfeizi* 49.1 einordnen, die als Scherz zunächst etwas dummlich anmutet, sich auf den zweiten Blick jedoch mit einer Botschaft verstehen lässt: Ein Bauer aus Song sieht bei der Feldarbeit zufällig, wie ein Hase gegen einen Baumstumpf läuft und sich dabei das Genick bricht. Anstatt sich an diesem Zufall und dem geschenkten Hasenbraten zu erfreuen, bewacht der Bauer den Baumstamm in der Hoffnung auf einen weiteren Hasen. Den bekommt er freilich nicht, doch sichert er sich das Gelächter im ganzen Staat.

Gratwandernde Groteske

Dass ein wesentlicher Bestandteil des Humors darin besteht, die Grenzen der Konvention zu übertreten, wird meisterlich von Liu Ling (3. Jh. n.Chr) vorgeführt. Er wird zu den „Sieben Weisen vom Bambushain“ gezählt und entledigte sich gerne nach dem Weingenuss trotz der Anwesenheit von Gästen seiner Kleider. Auf Kritik an seiner Blöße soll er in daoistischer Manier erwidert haben: „Himmel und Erde nehme ich als Dach und Umgebung; mein Dach und mein Haus dienen mir als Mantel und Hose. Was habt Ihr Herrschaften also in meiner Hose zu suchen!“ Nachzulesen ist dieses Schmankerl im *Shishuo xinyu*, das aus dem 5. Jh. stammt und eine wahre Goldgrube für Freunde des chinesischen Humors darstellt. Humor und Nacktheit verbindet auch Han Yu (768-824), einer der *guwen*-Meister der Tang-Zeit. Er schreibt im Antwortbrief an den Gelehrten Zhang Ji, ebenfalls nachdem er für moralische Versäumnisse kritisiert wurde, dieses: „Mich deswegen zu kritisieren, ist als würde man mich bei einem gemeinsamen Bad wegen meiner Nacktheit tadeln!“

Damit wirft Han Yu seinem Kritiker auf recht gewagte Weise Scheinheiligkeit vor.

Literarische Satirische

Han Yu gilt zudem als Meister in der Kunst der literarischen Parodie. So wird seit Jahrhunderten seine „Biographie eines Schreibpinsels“ (*Mao Ying zhuan*) kontrovers diskutiert. Darin beschreibt er das Leben eines Pinsels und nimmt ganz offensichtlich die Gattung der Biographie aufs Korn, die sich eigentlich wichtigen Persönlichkeiten und nicht irgendwelchem Schreibutensil zu widmen hatte. Gelehrte seiner wie auch späterer Zeit waren sich nicht sicher, wie sie mit diesen ironischen Texten des Erzkonfuzianers umgehen sollten. Da die Frage, was nun wirklich ernst gemeint ist, bei Han Yu oftmals kaum beantwortet werden kann, darf man vielleicht das Ernste mit etwas Ironie lesen und das Humorige mit einer gewissen Ernsthaftigkeit verstehen.

Die Moral

Wenn schon für zeitgenössische chinesische Gelehrte nicht immer klar war, wo ein Han Yu denn nun wirklich spaßte, wird für die heutigen Nicht-Muttersprachler sicherlich bei der Lektüre altchinesischer Texte umso öfter ein Spaß unverständlich bleiben. Doch vielleicht ist es ratsam, im Zweifelsfall einmal mehr als einmal weniger zu lachen. Es soll schließlich gesund sein. jp ■

Weiterführende Literatur

David R. Knechtges: „Wit, humor, and satire in early Chinese literature (to A.D. 220)“. In: *Monumenta Serica. Journal of Oriental Studies* 29 (1971): S. 79-98

Christoph Harbsmeier: „Humor in ancient Chinese philosophy“. In: *Philosophy East and West* 39.3 (1989): S. 289- 310.



Aus der Tiefe von 600 Jahren
Leipziger Studierendengeschichte.

Eine Lesenacht

29. November - 18:30 Uhr (Einlass)
Foyer der Universitätsbibliothek Albertina



eine Veranstaltung von

studierende 2009 e.V.



得过且过

In den Tag hinein leben

Passend zur Jahreszeit ist die Entstehungsgeschichte dieses Chengyus überliefert:

Der Legende nach lebte in einem Sommer vor sehr langer Zeit am Wutai-Shan ein Vögelchen namens Han Hao Chong. Es liebte den Sommer, denn es gab Nahrung in Hülle und Fülle und sein prächtiges helles Gefieder schimmerte in der Sonne in allen Farben. Alle anderen Vögel bewunderten Han Hao Chong für seine Federpracht, seine kristallklar funkelnden Augen und seine niedliche Kugelgestalt. Stolz auf diese Anerkennung flanierte das Vögelchen jeden Tag am Bach und zeigte seine Schönheit.

So in Selbstverliebtheit versunken, merkte Han Hao Chong auch nicht, dass sich der Sommer seinem Ende neigte und viele Vögel zu wärmeren Gebieten im Süden aufbrachen. Natürlich verließen nicht alle den Wutai-Shan, doch waren die Zurückgebliebenen mit dem Sammeln von Futter und dem Bau von Nestern beschäftigt, während Han Hao Chong immer noch jeden Tag sorglos am Bach zwitscherte und umherflog.

Doch auch der Herbst ging bald zu Ende und der Winter kam mit kalten Winden und viel Schnee. Während die anderen Vögel mit ihren Nestern, den angesammelten Nahrungsvorräten und ihrem längeren, dichterem Wintergefieder der Kälte trotzten, stolzierte Han Hao Chong auch in diesen eisigen Wintertagen

tapfer in seinem Sommergefieder umher, bis ihm der stürmische Wind schließlich alle Federn vom Leib geblasen hatte. So schlief das Vögelchen nachts vor Kälte zitternd in einer Felsspalte und sang voller Reue:

„Wie kalt es ist! Sobald der morgige Tag anbricht, werde ich ein Nest bauen!“

Doch die Tage vergingen, ohne dass Han Hao Chong diesen Vorsatz in die Tat umsetzen konnte. So erfor das Vögelchen eines Nachts zwischen den Felsen und in der Folgezeit wurde nie wieder ein so hübscher Vogel am Wutai-Shan gesehen.

Noch heute erinnert man sich in China an die Geschichte um Han Hao Chong und nimmt sie zur Mahnung, sich nicht zu lange auf vergänglichen Erfolgen auszuruhen, ohne an die Zukunft zu denken. **jw** ■

Hip Hop aus Korea: The Quiett 더 콰이엇



The Quiett produziert Hip Hop, bei dem jedem Liebhaber dieser Musikrichtung das Herz aufgeht. Die Vielfältigkeit, Kreativität und Originalität der Texte, welche der deutschen Szene zum Großteil in den 90er Jahren leider verloren ging, findet man unter anderem durch The Quiett in Südkorea wieder.

Seine überwiegend beatlastigen Stücke zeichnen sich insbesondere durch Kooperationen mit anderen südkoreanischen Rappern aus. Doch es wäre falsch, ihn in eine Schublade zu stecken. In seiner Musik findet man alles vom reinen Hip Hop über Soul, Chilled Lounge und klassischen Klängen.

Er ist Musiker und Produzent in einer Person und produziert auch Werke für andere Künstler, wie zum Beispiel „8:45 Heaven“ von Drunken Tiger. Allerdings zählt er, wie viele

andere auch, zum Underground Hip Hop. Dessen Vertreter wollen, dass ihre Musik authentisch bleibt und gründeten daher ihre eigenen Plattenfirmen. Sie versuchen, die allgegenwärtigen Massenmedien zu meiden und durch Konzerte, Competitions und ein riesiges Netzwerk an Fans ihre Kunst und ihr Verständnis von guter Musik zu verbreiten.

Dadurch entstand unter anderem das Plattenlabel Soul Company, in dem auch namenhafte Rapper wie Kebee, Soulman, Loptimist und Verbal Jint vertreten sind. Soul Company kann mit der damaligen deutschen Kolchose verglichen werden, die sich ebenfalls aus mehreren Hip Hop-Künstlern mit gleichen Interessen zusammenschloss.

Der 24-jährige Künstler hat bisher Sechs Alben auf den Markt gebracht, bei dem das im Jahr 2006 erschienene Album „Q Train“ das beste Hip Hop Album des Jahres bei den 4. Korean Music Awards wurde. Allerdings will er noch hoch hinaus und wird nicht müde. Er produziert unaufhörlich Ohrwürmer, die sowohl in der Undergroundszene als auch bei Normalsterblichen Aufsehen erregen. Man darf gespannt sein, welche musikalischen Höhepunkte uns in Zukunft noch erwarten werden. **ab** ■

Links:

<http://thequiett.com/>
<http://myspace.com/daquiett>
<http://www.soulcompany.net/>

Die Schere im Kopf

Seit ihrer Gründung 1980 hat die litprom, die Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika (www.litprom.de), die Literatur verschiedenster Regionen zum Thema, die sonst kaum öffentliche Erwähnung finden, so zum Beispiel die Literatur Indonesiens oder Schwarzafrikas, einer der frühesten Schwerpunkte der litprom. Ziel der Beschäftigung mit den literarischen Texten „jenseits der nördlichen Hemisphäre“ ist die Schaffung eines interkulturellen Dialoges, der seinen eigenen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis und dem Abbau von Vorurteilen erbringen soll.

Tagungsbericht „China im Kopf - China in der Literatur“

Unter dem Titel „China im Kopf - China in der Literatur“ lud die litprom nun vom 8. bis zum 10. Mai 2009 nach Schwerte ins Haus Villigst ein. In Vorbereitung auf den Gastlandauftritt Chinas zur diesjährigen Buchmesse in Frankfurt sollte in Lesungen mit anschließenden Diskussionen, Arbeitsgruppen und Filmen eine Annäherung an den Gegenstand stattfinden. Hierzu waren sowohl deutsche Referenten zum Thema als auch chinesische Autoren angereist - darunter auf deutscher Seite Wolfgang Kubin, Thomas Zimmer und Marc Hermann von der Universität Bonn sowie die Literaturvermittlerin Alice Grünfelder. Bei den Autoren handelte es sich um Li Er (Beijing), Leung Ping-kwan (HK) und die in Deutschland lebende Luo Lingyuan.

Der Abend des ersten Tages diente einer Einführung in die Materie durch Thomas Zimmer und einer den Zuhörer in ihrer Intensität überraschenden Diskussion über die Qualität moderner chinesischer Literatur an sich. Die Kommerzialisierung der gegenwärtigen Literatur in China, bei der Verbote und ein möglicher Skandal um den Autor eine immer größere Rolle gegenüber der Qualität des Werkes einzunehmen scheinen, sowie die sehr einseitige Auswahl von chinesischen Werken für den deutschen Markt anhand ähnlicher Kriterien waren erste Themen des Vortrages. Gegenstand der sich anschließenden

Diskussion war die Qualität zeitgenössischer Literatur an sich - das Spektrum der Einschätzungen reichten hierbei von einer „Unterhaltungsliteratur ohne Reflexion“ bis zur Suche nach neuen Formen. Gerade die jungen Leser würden eher zu einer ablenkenden Unterhaltungsliteratur tendieren, während die Literaturszene selbst zur Hyperaktivität neige.

Das Programm des zweiten Tages war vollständig den Autoren selbst und ihren Werken gewidmet. Luo Lingyuan, als Trägerin des Chamisso-Preises für auf Deutsch veröffentlichende Autoren mit nichtdeutscher Muttersprache, las zum Auftakt unter anderem aus ihren Werken „Die chinesische Delegation“, „Die Sterne von Shenzhen“ und „Du fliegst jetzt für meinen Sohn aus dem fünften Stock!“. Abgesehen von dem eher humoristisch anmutenden „Die chinesischen Delegation“ kam in den verlesenen Abschnitten vor allem eine Atmosphäre sozialer Brutalität und Mitleidslosigkeit zum Ausdruck.

Besonderen Eindruck hinterließ Leung Ping-kwan, der durch Wolfgang Kubin vorgestellt und übersetzt wurde. Leung Ping-kwan, Jahrgang 1949, ist nicht nur selbst Autor vorrangig von Gedichten, sondern auch als Übersetzer und Dozent tätig. Hierbei übersetzte Leung nicht nur Werke fremder, gerade südamerikanischer Autoren wie Neruda, sondern nach wie vor auch sich selbst. Denn Leung fasst seine Texte grundsätzlich in Kantonesisch ab. Die folgende Überführung in die englische

oder hochchinesische Sprache biete ihm immer wieder die Möglichkeit des Neuschreibens. Die sich eröffnende Möglichkeit des Spiels mit Sprachfeldern ergeben sich dem Betrachter dabei erst nach mehrmaligem Hinsehen: So formte Leung aus dem Titel *Shiwu ditu zhi*, „Von Speisen und Karten“, im Englischen das Kunstwort „Foodscape“, in dem sowohl die Aspekte des Essens als auch der Landschaft anklingen.

Die große Zeichenlastigkeit der Dichtungen Leungs fand gerade im Gedicht „Ein altes Kolonialgebäude“ einen deutlichen Ausdruck, aber auch andere Leseproben überzeugten durch eine ausgeprägte atmosphärische Dichte. Interessant war der Verweis auf die Problematik des Sprachwechsels für den Autor – denn mit dem Wechsel der Werkssprache verändere sich auch die Zuordnung des Autoren, so Leung. Die Frage sei nun, welchem Bereich der Autor eher zuzurechnen sei – ist es legitim, Luo Lingyuan, Verfasserin deutschsprachiger Texte mit „chinesischem Inhalt“, eine deutsche Autorin zu nennen? Wenn nein, inwiefern ist sie als Autorin und auch ihr Werk chinesisch? Beispielhaft für die aus diesem Übergang entstehenden problematischen Konsequenzen seien laut Leung etwa Zhang Ailing oder Lin Yutang, deren englischsprachige Werke weder im chinesischsprachigen noch im angloamerikanischen Raum Beachtung gefunden hätten.

Mit der Vorstellung seiner Werke „Der Granatapfelbaum, der Kirschen trägt“ und „Koloratur“ schloss Li Er die Lesungen der Autoren ab. Ursprünglich als Autor von „Intellektuellengeschichten“ bekannt geworden, beschäftigt sich Li Er vor allem mit der Suche nach Individualität, Dialog und Stummheit sowie den paradoxen Verhältnissen einer sich permanent verändernden chinesischen Realität. „Der Granatapfelbaum, der Kirschen trägt“ stelle hierbei, so Li Er, eine neue Form der

ländlichen Literatur oder der Heimatliteratur dar - Inhalt ist das bäuerliche Leben und der Kampf der weiblichen Hauptfigur, Kong Fanhua, um ihren Posten als Parteizellensekretärin in einem Dorf in Henan.

Innerhalb dieses Romans kommt es nun zu einer nahezu vollständigen Verkehrung der Umstände, die sich in Handlung, Figuren und selbst deren Namen niederschlägt.

Die Teilnahme an den folgenden Diskussions- und Arbeitsgruppen mit einzelnen Autoren eröffnete die Möglichkeit zur tieferen Bearbeitung von Fragen und Einzelthemen. Schwerpunkt der Arbeitsgruppe um Li Er und Luo Lingyuan war vor allem die Problematik der mehrfach erwähnten fehlenden Weitläufigkeit chinesischer Autoren. Diese sei laut Li Er vorrangig auf die fehlenden Fremdsprachenkenntnisse zurückzuführen. Im Gegensatz zu den Autoren des frühen 20. Jahrhundert seien heute nur wenige chinesische Schriftsteller in der Lage, Texte der westlichen Literatur in der Originalfassung zu lesen. Diese nur „indirekte“ Begegnung mit der Literatur der westlichen Moderne erschwere die Reflexion der eigenen Sprache und Literatur jedoch ungemein. Gerade im Angesicht der gegenwärtigen Umwälzungen in China seien aber neue Erzähl- und Ausdrucksformen nötig, die eine „selbst den Chinesen fremde Realität“ erfassen könnten.

Der nach Ansicht der Autoren verheißungsvollste Weg zu solchen neuen Techniken sei die Synthese von westlichen und chinesischen Erzählformen. Denn so groß die Rolle der westlichen Literatur als Mittel der Selbstreflexion und -erkenntnis für China auch sei, ein Teil der chinesischen Erfahrungen könne mit rein westlichen Verfahren nicht bearbeitet werden.

Die Abschlussdiskussion aller Teilnehmer brachte erneut alle bereits in den einzelnen Sitzungen vorgetragenen Punkte zusammen.

Betont wurde vor allem der „Fluch des Realismus“, der bereits im Einführungsvortrag eine deutliche Rolle eingenommen hatte, die Nachwirkungen der stark ideologischen Ausrichtung der chinesischen Literatur zwischen 1949 und dem Beginn der Reform- und Öffnungspolitik bezeichnet, sowie die immer wieder angemahnte vermisste Weltläufigkeit chinesischer Literatur.

Ebenso breite Zuwendung fand die Diskussion um Rolle und Qualität des Romans in der gegenwärtigen chinesischen Literatur. Denn im Gegensatz zu diesem ist die chinesische Erzählung erheblich elaborierter und verfügt über eine längere Tradition als der Roman. Der Grund für die bevorzugte Produktion von Romanen sei in der momentanen Verfasstheit Chinas zu suchen, deren Komplexität und Chaos schlicht nur im Roman erfasst werden könne.

Ein weiterer Punkt war die „Scheren im Kopf“ vieler chinesischer Autoren, in deren Folge die Selbstzensur die eigentliche Zensur bei weitem überwiegt. Ungeklärt blieb jedoch die zu Grunde liegende Ursache hierfür – denn bereits Wolfgang Kubin hatte im Laufe des Einführungsvortrages für Romanautoren aus Singapur und Hongkong eine ähnliche Problematik konstatiert. Die Frage „Warum wollen oder dürfen chinesische Romanautoren nicht reden?“ blieb also, im Gegensatz zu allen übrigen Fragen, unbeantwortet.

Leung Ping-kwan endete mit dem Schlusswort, nur eine tiefere gegenseitige Zuwendung könne eine Zusammenführung aller Richtungen nicht nur im Sinne von Ost und West ermöglichen. Denn viel zu oft würde auch auf chinesischer Seite die westliche Kultur als einfach wahrgenommen, ohne nähere Betrachtungen anzustellen oder sich näher mit der Komplexität des Gegenstandes auseinander zu setzen. **lg ■**

Großstadttagebuch – Berichte aus Hongkong #3 von Marco Sparmberg

„开始!!!“ (8. Januar 2009)

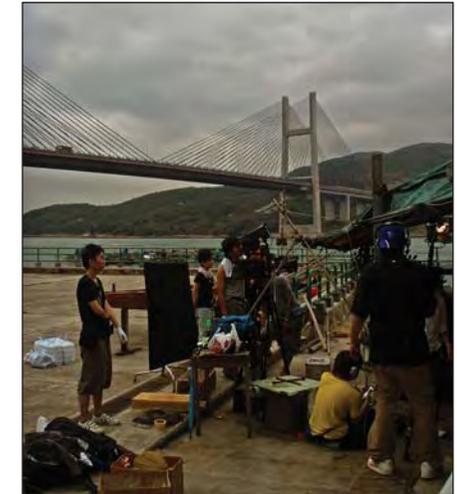
Es ist kurz nach 6 Uhr in der Früh. Ich sitze auf einem halbverrosteten Fährboot, vollgepackt mit Filmtechnik, und schippere die Bucht von Sha Tin entlang zur etwas abgelegenen Grass Island. Ein weiterer Drehtag eines technisch und logistisch sehr aufwändigen Abschlussfilm-Drehs steht auf dem Programm. Als sich der Morgennebel lichtet, färbt sich der Himmel in ein überwältigendes Orange. Es ist mein erster Sonnenaufgang hier in Hong Kong!

Während ich das wunderbare Spektakel aus sich ständig verändernden Farben betrachte, denke ich zurück an die vergangenen Monate meines ersten Filmstudiensemesters. Es ist Zeit für eine erste Zwischenbilanz.

Ein Studium in Hong Kong bietet inhaltlich und organisatorisch keine all zu großen Unterschiede zu dem in Deutschland was Dinge wie Bürokratie oder Lehrplan angeht, sieht man einmal vom sprachlichen Aspekt ab. Allerdings stellt sich schon ein signifikanter Unterschied heraus, wenn es um die Projektarbeit, sprich die Filmdrehs geht. Jeder Student eines Jahrganges ist verpflichtet, innerhalb von dreieinhalb Monaten einen Gruppenfilm und drei Individualfilme abzuliefern. Da jeder auf die Hilfe der Mitstudierenden angewiesen ist und selbstverständlich den anderen ebenfalls helfen muss, kommt es vor, dass einzelne im besagten Zeitraum an rund 30 studentischen Kurzfilmen beteiligt sind. Hinzu kommen noch diverse Mithilfen bei Drehs von Studenten aus dem zweiten und dritten Studienjahr, so wie der auf Grass Island, sodass regelrechte Drehmarathons abgeliefert werden müssen. An manchen Tagen versorgte ich bis zu drei Produktionen mit Licht und plante meine eigenen Projekte nebenbei. Generell dauerte ein Studentenkurzfilm 1 bis 3 Tage, die ich aber ohnehin nicht am Stück mit betreuen



konnte, da Vorausplanung und Zeitmanagement ja generell keine Freunde einer studentischen Filmproduktion sind. Auch ist der Durchfluss von Informationen bei hiesigen Produktionen meist erst gar nicht gewährleistet. Auf der Kommunikationsebene scheitern viele Dinge schon im Ansatz. Es kam auch schon vor, dass mich Drehbücher erst am zweiten Drehtag erreichten und ich feststellen musste, dass am Vortag eine vollkommen andere Geschichte gefilmt wurde. Allerdings ist das alles kein großer Unterschied zu meinen Erfahrungen auf der deutschen Seite. Als Student macht man eben immer die gleichen Fehler, vollkommen unabhängig von kulturellen Einflüssen. Allerdings erlebe ich hier stellenweise eine erschreckende Ineffizienz am Set selbst, die weit über die üblichen Studentenszenarien hinaus geht. Jede Szene wird ausgiebig am Drehort mit allen Beteiligten aufwendig ausdiskutiert. Jeder hat plötzlich eine Meinung und tut sie kund. Die reinste Form von Demokratie, die ich je erlebt habe. Nur verzögert das den Dreh an sich ungemein und wirft den Zeitplan um Stunden zurück. Ein professionelles Filmset besteht und lebt von einer strengen, durchgreifenden Diktatur, in der sich kein Gewerk in das des anderen einmisch.



Selbstverständlich funktioniert dies nicht immer im Studentenfilmbereich. Der Vorteil auf meiner Seite ist, dass ich meist genügend Zeit und Muse finde für Lichtsetzen und Motivwahl. Selbst größere Pausen kann ich mir gönnen, bis endlich drehfeste Entscheidungen fallen.

Dennoch möchte ich keinen Dreh missen. An das ungeheure Produktionsvolumen und – tempo habe ich mich mittlerweile so sehr gewöhnt, dass Wochen ohne einen Dreh langweilig, ja schon fast verschwendet erscheinen. Auch bergen die beschriebenen Situationen vielfältige künstlerische Freiheit und Herausforderungen und bringen mich immer in eine Lage, in der ich ungeheuer improvisieren, sprich kreativ sein muss, um möglichst schnell angepasst zu sein und, ja sogar, um mithalten zu können. Meine chinesischen Mitstudierenden sind unwahrscheinlich ehrgeizig und überaus schnell im Erlernen von Neuem. Abwechslung ist also an der Tagesordnung. Das gilt ganz besonders für die Drehorte selbst. Ob in einem verlassenen Bergdorf oder auf dem Dach eines 30-stöckigen Hochhauses. Jeder Dreh bringt mich an einen neuen Ort in Hong Kong und Umgebung. Welch fantastische Art eine Stadt, ihr Leben und ihre Kultur zu

entdecken. Jedoch werden viele Produktionen aus Zeit- und Geldmangel schlichtweg im Guerillastil angefertigt. Eine Kamera, ein Mikrofon, keine Drehgenehmigungen und auf offener Straße zur Rush Hour oder im öffentlichen Verkehrssystem mitten in den Menschenmassen – das hat hier einfach Tradition.



Allerdings sehnt man sich nach den „good old days“ zurück, in denen Vielfältigkeit und Einfallreichtum das Markenzeichen der hiesigen Filmschaffenden war. Die erschreckende Einseitigkeit der Themenwahl ist manchmal schwer zu ertragen. Wenn man am Semesterende an einem Tag alle 28 Filme des Jahrgangs sichtet und sich nach dem zwanzigsten Liebesfilm mit der immer gleichen Beziehungsgeschichte die große Frustration einstellt, resigniert man förmlich vor dem Trend der „Unkreativität“. Ein kurzer Blick in die aktuellen Programmlisten der Kinos bestätigt diese Inhaltsleere nur noch zusätzlich. Was ich an der Universität im Kleinen erlebe, hat sich längst zu einer festen Größe in der Filmindustrie etabliert. Jede festlandchinesische Produktion trägt im Filmtitel das Wort LOVE oder *ai*. Von der Hong Konger Seite wird da leider auch nur der übliche Gangsterkrimi oder gelegentlich auch mal wieder ein frivoler Kat.III Film entgegengesetzt.

Dennoch bietet die lokale Filmkultur ein einzigartiges Phänomen, an das ich mich schnell gewöhnt habe und mittlerweile auch selbst praktiziere: das Anzünden von Räucherstäbchen am Drehort kurz vor Beginn der Arbeit, genannt „Bai Sun“ Zeremonie. Aus anthropo-

logischer Sicht wird dieses Ritual als eine Art der „Sozialen Versicherung“ angesehen. Hiesige Filmproduktionen haben nie einen Versicherungsschutz, gleich welcher Art. Es gibt zahlreiche Geschichten von Filmdrehs, besonders auf Friedhöfen, bei denen Räucherstäbchen vergessen wurden und gruselige Dinge passiert sind. Somit bedient man sich dieses Rituals, um sein Personal und die Technik zu „versichern“. Allerdings wird es von den meisten Einheimischen selbst als „Aberglaube“ bezeichnet, auch wenn diese Art der Selbstsegnung ganz klar ihren Ursprung in der lokalen Buddhistischen Religion findet. Also fröne ich nun auch diesem Brauch und muss zugeben, dass die Produktionen seither besser verlaufen. Als Atheist führe ich diesen Effekt jedoch auf den psychologischen Beruhigungsfaktor meiner Crewmitglieder zurück, der von diesem Ritual ausgeht. Ähnliches gilt auch für den Brauch, dem Schauspieler, dessen Charakter im Film „stirbt“, einen kleinen Umschlag mit Münzen nach dem Dreh zu überreichen. Man kauft ihm damit sein Unglück ab, welches er auf sich gezogen hat, als er die Rolle des Sterbenden verkörperte. Auch diesen Brauch nehme ich sehr ernst und handle stets danach.

„Hello, I am John.“ (23. März 2009)

Ein Gerücht verbreitete sich schnell innerhalb der Fakultät. Der Meister des Actionkinos, John Woo höchstpersönlich, sollte zum ersten Mal nach 5 Jahren wieder zurück an die Universität kommen, um eine Vorlesung zu halten. Sofort liefen die Großvorbereitungen für dieses Event an. Es wurden Poster gedruckt, Studenten als Veranstaltungshelfer rekrutiert und Medientechnik aus dem Verleih zurückbeordert. Eine solche Vorlesung mit Prominenz wird hier stets mit mehreren Kameras mitgeschnitten sowie von Fotografen dokumentiert. Der Ort dieses Ereignisses war keinesfalls zufällig gewählt und mutete schon fast wie eine riesige filmische Reminiszenz an:

die Universitätskapelle. Woos Verbindung zu Kirchen in seinen Filmen ist ja hinlänglich bekannt.

Ich selbst schaffte es doch tatsächlich, mich für das persönliche Begleitkommando des Meisters anstellen zu lassen. Und da stand ich nun mit dem Leiter der Fakultät um 9 Uhr früh in der Lobby des NTT International House, einer Art gehobenen Wohnheim auf 4 Sterne Hotelniveau, wartend auf den Meister. Dann öffneten sich die Türen des Fahrstuhls und John Woo begrüßte uns gemeinsam mit seiner Frau. „Hello, I am John“, sagte er mit leiser, aber freundlicher Stimme, während wir uns die Hände schüttelten. Es war ein surrealer Moment, waren seine Werke doch vor Jahren der Anlass, weshalb ich mich mit Asiatischen



Filmen zu beschäftigten begann und wahrscheinlich auch nicht zuletzt der Grund, warum ich hierher zum Studium gekommen bin. Nach einem kurzen und einfachen Frühstück, Nudelsuppe mit Ei, ging es dann auch gleich zum Nachbarcampus, wo bereits alle Gäste der öffentlichen Vorlesung warteten. Ich stets an seiner Seite, als „Bodyguard“. Sein Eintreffen wurde mit einem Massenauflauf gefeiert, wie ihn in Deutschland wohl nur wirklich große Hollywoodstars bekommen. Schon die Treppen hinauf zur Kapelle musste er Autogramme geben und Fotos machen lassen. Endlich im Saal angekommen, ertönte sofort ein riesiger Applaus und wirklich jeder erhob sich. Ich erkannte zum ersten Mal die Ausmaße Woos Popularität in Hong Kong und verstand nun auch, warum er schon seit Jahren

keinen festen Wohnsitz mehr hier hat. In solchen Prominentenvorlesungen, wie ich sie hier mittlerweile schon des Öfteren erlebt habe, zeigt sich eines stets ganz deutlich: der große Schatten des Mutterlandes. Selbst wenn jeder der beteiligten Redner gebürtiger Hong Konger ist, wird doch immer in Mandarin auf dem Podium gesprochen. So auch hier. Woo resümierte 90 Minuten lang über die Erlebnisse und Erfahrungen seines letzten Mammutprojektes RED CLIFF. Seine bisher größte und aufwändigste Produktion, welche sich in die momentan populären chinesischen Kostümeppen einreihet. Er genoss seine erste festlandchinesische Produktion sehr und lobte all die enthusiastischen Mitwirkenden, die trotz der zahlreichen Torturen am Drehort durchhielten. Sein Epos wurde an Originalschauplätzen in China während der heißesten Sommermonate mit Unterstützung der Armee gedreht. Es kam zu zahlreichen Vorfällen. So war auch der Todesfall eines Stuntmans zu beklagen. Er selbst habe unter enormen Druck der verschiedenen Produzenten und Finanziers gestanden. Das chinesische System während der Dreharbeiten beschrieb er größtenteils als chaotisch und ineffizient. Sein Fazit letztlich war, dass er weiterhin chinesische Filme drehen will und vorerst nicht mehr nach Amerika zurückkehrt. In seinen Augen zeigen momentan zu viele chinesische Produktionen ein falsches Bild über die eigene Kultur, mit Chinesen, die Chinesen bekämpfen. Ein Umstand, den er anstrebt zu verändern. In der darauf folgenden Q&A-Stunde ging Woo auch noch auf seine älteren Filme ein. Die wichtigste Aussage hier für jeden jungen Filmemacher war: „Traue deiner Crew! ... sofern du sie selbst mit Bedacht ausgewählt hast.“ Am Ende gab es dann abermals die Möglichkeit für alle, ein Foto mit dem Meister sowie seine Unterschrift zu erhaschen. Manche Studenten brachten gar ihre gesamte DVD Sammlung zum Signieren mit. Woo unterschrieb wirklich geduldig jedes Exemplar und lächelte ausdauernd für die Kameras, geschlagene 50

Minuten lang, bis auch wirklich jeder zufrieden die Kapelle verließ. Anschließend wurde am Mittagstisch in einem separaten Raum der Staff Canteen mit anderen Filmprofessoren noch ausgiebig über die Verantwortung des Mainstreamfilms gegenüber der lokalen Filmindustrie und deren Independentfilmen philosophiert.

John Woo ist der Typ Mensch, dem es unangenehm ist, wenn jemand seinen Koffer trägt, da er andere nicht mit seinen Dingen stören möchte. Ich erlebte einen Mann, der freundlich und warmherzig ist und für den stets die Menschen in seinem Umfeld zuerst kamen. Starallüren - keine Spur. Aber es gab auch andere Zeiten. Nur zu gut erinnern sich Weggefährten an den Woo in den frühen 80er Jahren, den Despoten am Set, dessen einziger Freund der Alkohol war.

Mein erster John Woo-Tag endete hier. Dennoch sollte Woo ein ständiger Begleiter in den kommenden Wochen bleiben. Seine zahlreichen Auftritte auf dem Hong Kong International Filmfestival und in einer weiteren Vorlesung drei Wochen später sowie einer Studentenfilmfestivalgala an meiner Universität vermittelten mir fast das Gefühl, als wäre er ein regulärer Dozent. ■

Aktuelle Bilder aus HK gibt es unter:

<http://www.flickr.com/photos/medienmarco>

Marco Sparmberg arbeitete als Medien-gestalter Bild und Ton an der Bauhaus-Universität Weimar und studiert zur Zeit MFA Film, TV & Digital Media an der Hong Kong Baptist University.

Fünf Sterne über Nepal

von Clemens Peterseim

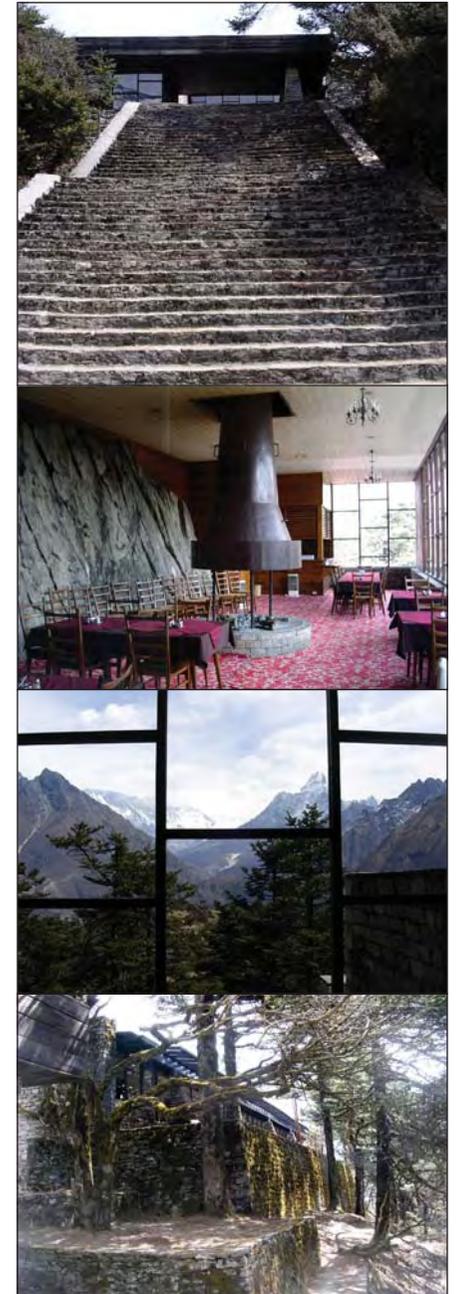
Zwischen den beiden asiatischen Riesen China und Indien liegt an den aufsteigenden Hängen des Himalayas Nepal. Das kleine Land, politisch instabil und wirtschaftlich von seinen beiden großen Nachbarn abhängig, galt seit den sechziger Jahren besonders unter Hippies als Aussteigerparadies, gewinnt jedoch bei Bergsteigern und Wanderern immer mehr an Beachtung. Der Tourismus bildet mittlerweile den drittgrößten Wirtschaftssektor des Landes und beschäftigt mehr als 250.000 Menschen. Eines der beliebtesten Ziele für Trekkingreisende ist der Sagarmatha National Park im Nordosten Nepals, der mit seiner einzigartigen Hochgebirgslandschaft und den höchsten Gipfeln der Welt jährlich bis zu 10.000 Touristen anlockt. Auf mehreren Routen kann man die Khumbu-Region um den Mt. Everest (8848m) und das malerische Gokyo Valley bewandern, wahlweise mit mehr oder weniger ortskundigem Guide sowie Sherpas und Yaks, die Gepäck und Ausrüstung nahezu überall hin transportieren.

Im März 2008 hatte ich gemeinsam mit einem Freund die Gelegenheit von Kathmandu aus den 'Everest Base Camp Trek' zu laufen, der vom Flughafen in Lukla (ca. 2800m) bis auf den Gipfel des Kala Pattar (5545m) führt, von dem man die beste Sicht auf den Mt. Everest hat, ohne ihn besteigen zu müssen. Zunächst steigt man über malerische Täler und kleine Dörfchen in zwei Tagen nach Namche Bazaar (3480m) auf, dem mit ca. 1000 Einwohnern größten Ort des Khumbu. Über mehrere Terrassen verteilt liegt das Dorf am Rande eines Abgrundes, in den sich bis zu 600m hohe Eisfälle stürzen. Einige hundert Meter über

Namche Bazaar erstreckt sich ein Plateau, auf dem sich neben weiteren kleinen Siedlungen das nach eigenen Angaben höchste Luxushotel der Welt befindet.

Aus der an sich schlichten Bebauung der umliegenden Dörfer, die zumeist aus Granit und Wellblech besteht und die sich den kargen Gegebenheiten der extremen Umwelt anpasst, tritt man wie in eine abgeschlossene dekadente Märchenwelt, die umgeben von einem ausgedehnten japanischen Trockengarten (jap. karesansui) und mit Blick auf das Massiv des Mt. Everest auf dem höchsten Punkt des Plateaus thront. Die breit gelagerte Architektur des Fünfsternehotels wurde um mehrere gewaltige Felsblöcke angeordnet, die in historischen Inschriften den buddhistischen Segen 'Om mani padme hum' tragen. Die Felsen bilden Teile der Innenwände des Gebäudes, das aus einer Glas- und Stahlkonstruktion besteht und im Inneren mit viel Holz und Naturstein gestaltet wurde. Über einem massiven gemauerten Sockel aus Granit entwickelt sich der weitgehend eingeschossige Bau über mehrere Niveaus und passt sich so der gegebenen Topographie des Untergrundes an. Die vom Wirtschaftstrakt strikt getrennten Zimmer besitzen alle, wie auch die Terrassen des Restaurants, einen Ausblick auf den Mt. Everest und seine Nachbargipfel Lhotse (8511m) und Nuptse (7879m) sowie auf den 6856m hohen Ama Dablam, der nicht nur als heilig, sondern vielen (auch mir) als schönster Berg der Welt gilt. Ab 135 \$ kann man hier den Ausblick genießen und gegen einen Aufpreis die am Bett installierten Sauerstoffflaschen nutzen.

Geplant wurde das Projekt seit 1968 durch einen japanischen Tourismusverband, der Takashi Mehara als Architekten verpflichtete. Errichtet wurde der Komplex von 1968 bis 1972 und nahm im Herbst 1973 seinen Dienst als Hotel auf. Gut betuchte Gäste konnten sich von nun an über das nahe gelegene Flugfeld



Shyangboche (3810m) per Leichtflugzeug einfliegen lassen. Wegen zahlreicher höhenbedingter Abstürze fehlte dem Everest View Hotel bald die Anbindung an das internationale Zentrum Kathmandu und der Betrieb wurde schließlich 1983 eingestellt. Erst 1989 wurde die Anlage wiedereröffnet und ist bis heute Station vieler auf dem Weg in die hier beginnende Everest-Region. Das Flugfeld wird mittlerweile allein für Hubschrauberflüge genutzt, die, wie man mir sagte, in der Höhe weniger empfindlich reagieren würden – eine Aussage, die sich durch die zahlreichen Wracks, die wir auf unserem Weg passierten, allerdings relativieren ließe. Mit einer Höhe von 3880m bildet das Everest View Hotel die höchste Fünfsterne-Anlage der Welt und zugleich einen besonderen Höhepunkt in der Vermischung europäisch-westlicher und japanischer Gasthastraditionen.

Dem ersten Eindruck nach wird der Komplex von der weitläufigen Gartenanlage bestimmt, die das Gebäude beinahe gänzlich hinter hohen Nadelbäumen verschwinden lässt. Tritt man jedoch über die breite steinerne Treppe in den Salon ein, fühlt man sich in die warme Atmosphäre (früh)moderner Wohnbauten eines Frank Lloyd Wright oder Richard Neutra erinnert, die in ihrem Streben nach Privatsphäre und dem Blick auf die umgebende Natur hier Pate gestanden haben dürften. Auch die Entwicklung des an Berghängen gelegenen Höhenhotels war bis weit in das 20. Jh. hinein eine rein europäische Angelegenheit. Ausgehend von den ersten Anlagen dieser Art in der Schweiz und Südfrankreich, die zwischen 1870 und 1900 entstanden, bildete sich mit der Zeit eine Art des Hotelbaus heraus, der sich durch seine isolierte Lage und die exklusive Aussicht auf eine Bergkette zunehmender Beliebtheit erfreute. Oft wurden diese Hotels als Ausgangspunkt für Bergwanderungen genutzt und avancierten teils selbst zu Ausflugszielen. Um einer Vielzahl von Gästen einen guten Ausblick zu ermöglichen,

wurden die Bauten häufig in die Breite hin angelegt und zugleich für den von unten kommenden Besucher in Szene gesetzt. Teilweise verdeckt oder durch Parkanlagen abgeschirmt, musste das Hotel weit entfernt und unerreichbar erscheinen, ganz wie die Bergketten im Hintergrund. Den Parkanlagen fiel hierbei sowohl die Rolle eines Erholungsgartens als auch einer optischen Barriere zu, die diese „höhere Welt“ von der banalen Außenwelt abschirmen konnte. Für die zahlungskräftige Kundschaft ergab sich daraus die Möglichkeit des unmittelbaren Naturerlebnisses, ohne den gewohnten luxuriösen Standard aufgeben zu müssen. Auch im Inneren bildete dieser Standard die Grundlage. Materialien der Umgebung, Stein und Holz, wurden im Wechsel mit Putz und Stoffen zu einer 'malerisch-ländlichen', zugleich jedoch edlen Einrichtung verbunden, die wie auch im Falle des Everest View Hotels viele Motive aus dem zeitgenössischen Villenbau verarbeitetete.

Das Everest View knüpft jedoch neben seiner Anklänge an europäische Palasthotels auch an traditionelle japanische Gasthäuser an, die sog. Ryokan. Mehr noch als in den europäischen Bauten stand hier stets die Privatsphäre des Gastes an erster Stelle, weshalb das Betreten des mit Teppich gekennzeichneten Zimmertraktes für Fremde (was mich in diesem Falle einschloss) auch stets strengstens untersagt ist. Betritt man das Ryokan, passiert man eine Trennlinie, die in Form einer Mauer, eines Weges oder Teppichs markiert werden kann. Neben der Abgeschirmtheit nach Außen und dem Betrachten der entfernten Bergwelt ist in der japanischen Tradition zugleich das unmittelbare Naturerleben, die Verwischung der Grenzen von Innenraum und Außenraum von Bedeutung. Durch verschiebbare Wände oder Glasflächen bildet der umgebende Garten mit dem Raum eine Einheit. Das Grundprinzip eines Ryokan bildet die Anpassung an die umgebende Landschaft und Natur, was nicht

nur in den mit Bäumen durchsetzten Terrassen der Zimmer zum Ausdruck kommt, sondern auch durch architektonische Details – in der senkrecht angebrachten Holzverkleidung der Gänge spiegelt sich die äußere Vegetation, in der Durchsetzung der Wände mit natürlichem Fels die Berglandschaft des Himalayas. In der Anlage des Gartens findet dieses Prinzip auch im Everest View Hotel seine Fortsetzung, wobei die 'geborgte Landschaft' des Gartens stets den Blick auf die Gipfel freigibt und zugleich den weniger attraktiven Ausblick auf den Küchentrakt verschließt. Besonders eindrucksvoll erweist sich der Blick aus der Lobby und von der scheinbar in den Bäumen liegenden Terrasse des Restaurants, welche sich besonders bei japanischen Touristen großer Beliebtheit erfreut. Diese sind es dann auch, die vermehrt für einen Tagesausflug mit dem Helikopter von Kathmandu herauf kommen, einen Tee und eine Schale Nudeln zu sich nehmen, bevor sie dann von der dünnen Höhenluft und dem zu schnellen Aufstieg gemartert den Heimflug antreten. Viele der sonstigen Tagesgäste machen hier ebenfalls nur Station auf ihrem Weg hinauf in das Gokyotal oder zum Mt. Everest und so fällt das Haus gegen Abend in einen Dornröschenschlaf. Hier wird letztlich das Problem des Everest View deutlich, das obgleich oder gerade wegen all seines Luxus und der exponierten Lage wie ein Fremdkörper erscheint. Japanische Gartenkunst, wenn auch mit lokaler Fauna und westlich moderner Eleganz, die um heilige Steine gruppiert wurde, verleihen dem Bau etwas Weltfremdes und Kulissenhaftes. Ein Fünfsternehotel in einer Umgebung, die weit reichend von Armut und Entbehrungen geprägt ist (82% aller Nepali leben mit weniger als 2,00 \$ pro Tag), muss wohl auf Dauer ein Kuriosum bleiben.

Das Everest View Hotel als einzelnes verweist auf die Problematik des wachsenden Trekking-Tourismus in Nepal im Ganzen, dessen vielseitige Folgen auf Umwelt und Ökonomie

des Landes nur schwer abzuschätzen sind. Besonders der Tourismus aus China und anderen asiatischen Ländern wächst zweistellig und es bleibt nur, bewusst zu reisen und Missstände anzusprechen. Schließlich entdeckt man auch nur auf diese Weise Außergewöhnliches, wie das Everest View Hotel, das ein (wenn auch etwas exzentrisches) Beispiel für die kulturelle Vielfalt Nepals bietet, welches neben seiner grandiosen Bergwelt auch auf diesem Gebiet immer eine Reise wert ist.

Nepalische Ortsnamen und Begriffe sind in der engl. Transkription wiedergegeben. ■

Literatur:

Fahr-Becker, Gabriele, Ryokan. Zu Gast im traditionellen Japan, Königswinter 2005.

Wenzel, Maria, Palasthotels in Deutschland. Untersuchungen zu einer Bauaufgabe im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Hildesheim/Zürich/New York 1991.

Internet:

<http://www.hoteleverestview.com/hev.html>

Clemens Peterseim studiert Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte an der Universität Leipzig.

成德樂

[唐] 王表

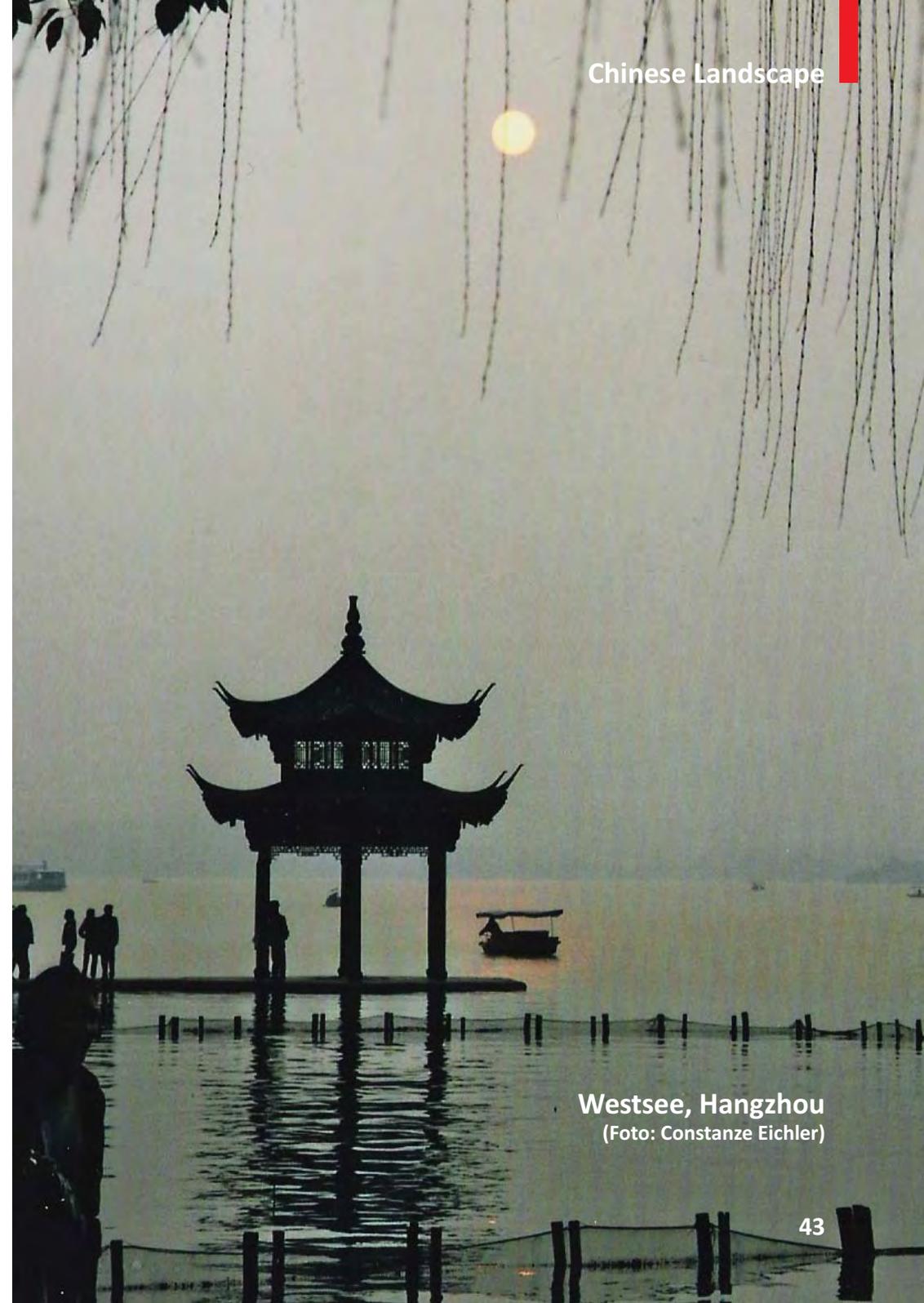
趙女乘春上畫樓，
一聲歌發滿城秋。
無端更唱關山曲，
不是征人亦淚流。

Lied aus Chengde

Wang Biao (Tang-Dynastie)

In Zhao stieg einst ein Mädchen in den Frühling auf verzierte Zinnen,
Ihr Lied allein, für eine ganze Stadt ließ es den Herbst beginnen.
Sie sang dort ohne Unterlass vom Mondlicht, das dem Grenzpass leuchtet,
Selbst wer das nie gesehen, spürte bald schon seine Tränen rinnen.

dr. mo ■



Westsee, Hangzhou
(Foto: Constanze Eichler)

Schatten der alles bestimmenden Vergangenheit

Im Rahmen der Thementage „1989 Globale Geschichten“, die sich programmatisch in sechs globalen Schwerpunkten dem Schlüsseljahr 1989 annäherten, richtete das Haus der Kulturen der Welt in Berlin am 20. Februar 2009 die Veranstaltung „Unvollendete Reise - Vom Tianan'men-Platz ins Exil“ aus. Geladen waren hierzu der im Londoner Exil lebende Dichter Yang Lian, der in den USA wohnhafte ehemalige Studentenführer Wang Dan, die Dokumentarfilmerin und Professorin Ai Xiaoming sowie Tilman Spengler als Moderator.

Etwa 200 Besucher hatten sich im Haus der Kulturen der Welt eingefunden, um die Ausführungen und Standpunkte der drei chinesischen Gäste zu hören, darunter auch einige chinesische Besucher. Einleitend wurde ein Ausschnitt aus Ai Xiaoming's Dokumentarfilm „Tai shi Village“ aus dem Jahre 2006 gezeigt, in welchem das Team Ai's einen Konflikt zwischen Dorfbewohnern und Lokalverwaltung in dem gleichnamigen Dorf in der Provinz Guangzhou verfolgte.

Im Anschluss umriss Yang Lian in seiner Einführungsrede die Bedeutung der Auseinandersetzung mit den Ereignissen des Jahres 1989, die nicht nur in China von großem Einfluss waren. Yang wies an dieser Stelle auch mit Nachdruck auf die Beziehung zwischen den Juni-Ereignissen in Beijing und dem Mauerfall in Berlin hin, die im Verlauf der späteren Diskussion erneut behandelt werden sollte. So stünden sich die „Zwillinge“ Tianan'men und Berliner Mauer in jeder Hinsicht sehr nahe, wenngleich ihre Folgen völlig unterschiedlicher Natur waren:

Während nämlich der Fall der Berliner Mauer die mögliche Rückkehr vieler im Exil lebender Ostdeutscher bedeutete, begann mit den Tianan'men-Vorfällen für viele Studentenführer erst das Leben als Exilanten außerhalb Chinas. Und doch wäre ein friedlicher Mauerfall ohne die Ereignisse auf dem Platz des himmlischen Friedens eventuell so nicht denkbar gewesen - Yang Lian verlieh dieser kausalen Verbindung durch das Zitat des Generals der Grenztruppen der DDR „No Tianan'men in my home“ wirkungsvoll Ausdruck. Und nicht nur in diesem Zusammen-

hang wäre dies zu sehen, so Yang, sondern auch in der gezielten Nutzung des Gorbatschow-Besuches in der VR China zum Zeitpunkt der studentischen Demonstrationen. Denn gerade der Eindruck, welchen diese Bewegung und ihre Niederschlagung auf den Präsidenten der Sowjetunion gemacht habe, brachte ihn auch zur Zurückhaltung gegenüber den Protesten in der ehemaligen DDR zum Ende des gleichen Jahres.

Es folgte ein besonders einprägsamer Teil der Einführung, die Verlesung von mehreren Gedichten sowohl Yang Lian's als auch Wang Dan's durch die Autoren selbst, wobei die deutsche Übersetzung von Wolfgang Kubin durch den Schauspieler Bastian Trost vorgelesen wurde. Speziell die größtenteils melancholische und kalte Metaphorik dieser Gedichte verlieh der Einführung Tiefe und verdeutlichte die individuelle Bedeutung der Ereignisse im Leben und Denken der jeweils Vortragenden.

Der sich anschließende eigentliche Diskussions- teil vermittelte zwar die Positionen der einzelnen Teilnehmer recht anschaulich, allerdings ergaben sich für den Zuhörer leichte Orientierungsprobleme durch einige hochinteressante, aber z.T. stark ausschweifende Diskurse (u.a. zur kausalen Verbindung der Kulturrevolution mit den Tianan'men-Ereignissen sowie die Rolle der gegenwärtigen Intellektuellen in ihrer Verflechtung mit den Interessen der KP), die allesamt im Zusammenhang mit dem Thema des Abends standen, leider aber selten eine abschließende Zusammenfassung aufwiesen, sondern

stattdessen meist unkommentiert mit den Äußerungen des Sprechers selbst endeten. So ergab sich das Bild von einzelnen Monologen, die nur in einigen Momenten durch erneute Zwischenfragen seitens Tilman Spenglers zusammengeführt werden konnten. Das Publikum folgte den Ausführungen dennoch mit großer Geduld, wobei ein einziger (nach Ansicht des Autors unbegründeter) Zwischenruf mit der Bitte um Rückkehr zum Hauptthema vom Großteil der Anwesenden auch mit Unwillen aufgenommen wurde. Dennoch - interessant wäre ein Resümee gerade in Hinblick auf die Frage nach der Rolle der intellektuellen Mittelschicht innerhalb Chinas gewesen. Denn die Tatsache, dass zwei der drei Diskussionsteilnehmer seit längerem nicht mehr in der VR China leben, musste dem Zuhörer problematisch erscheinen. Inwiefern lässt sich eine inhärente Verbindung in der Entwicklung einer vor allem von Idealen angetriebenen Bewegung der Studenten hin zu den eher persönlich und wirtschaftlich motivierten Protesten von chinesischen Bürgern auf lokaler Ebene tatsächlich nachvollziehen, wie dies durch Yang geschah? Und lässt sich wirklich ein Keim der Tianan'men-Proteste in dem Umgang mit den Geschehnissen während der Kulturrevolution finden, der vergleichbar mit der Entwicklung der studentischen Protestkultur aus der Frage nach Aufarbeitung im Nachkriegsdeutschland wäre?

Auffällig waren die charakterlichen Unterschiede zwischen den drei chinesischen Referenten des Abends – während Yang Lian mit seinem Charisma und Eloquenz den mit Abstand größten Redeanteil einnahm und die Runde deutlich dominierte, nahmen Wang Dan und Ai Xiaoming zurückhaltendere Positionen ein. Gerade zwischen Wang Dan und Yang Lian einerseits und Ai Xiaoming andererseits waren auch inhaltliche Unterschiede zu erkennen, da Ai, schon fast im Ausgleich zu den Positionen ihrer männlichen, im Exil lebenden Gesprächspartner, immer

wieder auch die Dauer und Prozesshaftigkeit der nichtsdestotrotz nötigen und überfälligen Reformen betonte.

Die zuvor von Tilman Spengler angesprochene Uneinigkeit der chinesischen Opposition gerade im Ausland deutete sich so auch in der Diskussion an. In zwei Punkten allerdings waren sich alle drei Redner völlig einig - zum einen in der Ablehnung der oft bemühten und zu sehr am Vorbild Europas orientierten Theorie, dass eine wirtschaftliche Entwicklung auch in China zwangsläufig zur Ausbildung von Zivilgesellschaft und Demokratie führen müsse. Zum anderen wurde von allen drei Diskussionsteilnehmern die Forderung einer objektiveren und vielseitigeren Betrachtungsweise Chinas durch den Westen hervorgehoben, die nicht nur zwischen den Polen wirtschaftlich bedingter Hörigkeit und völliger Ablehnung schwanken dürfe.

Der größte Kontrast ergab sich jedoch auf persönlicher Ebene zwischen dem kraftvollen, charismatischen Dichter Yang Lian einerseits und dem eher unscheinbaren, zurückhaltenden Wang Dan andererseits, der durch den Verlauf der Geschehnisse in eine von ihm so nie gewollte Rolle gepresst zu sein schien. Eindrucksvoll wurde dies in seiner einleitenden Rede deutlich: Im Rücken des auf der großen Bühne klein erscheinenden Wang Dan bestimmte die Projektion eines Bildes des Sprechers aus dem Jahre 1989 die Szene. Beabsichtigt oder nicht, das Bild vermittelte hier die Assoziation des Schattens der alles bestimmenden Vergangenheit im Rücken dieses ehemaligen Studentenführers.

Insgesamt ein durchaus interessanter Abend, der vor allem anderen auch einen tiefen Eindruck der auf so unterschiedlichem Wege bemerkenswerten Personen Yang Lians und Wang Dans hinterließ.

lg ■

Ein ständiges Vor-Augen-Führen

Von unserer Haustür aus führte mein alltäglicher Weg durch die kleine *Xiamen*-Straße, dann weiter auf der *Heping*-Straße, bis ich schließlich auf die MRT-Station *Guting* stieß, von der aus ich jeden Ort in der Stadt bequem erreichen konnte. Diesen Weg ging ich jeden Tag mindestens zweimal, manchmal auch viermal.

In der kleinen *Xiamen*-Straße befanden sich vor allem Läden, die eher offenen Garagen glichen, und alle möglichen technischen Geräte des häuslichen Bedarfs verkauften. Waschmaschinen, Klimaanlage und Fernseher. An jedem Morgen wurden die Geräte vor das Geschäft geräumt, um sie dann am Abend wieder hineinzutragen.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft, ich war gerade auf dem Heimweg, hatte mir *Majiang*-Nudeln besorgt, bog in die *Xiamen*-Straße ein und passierte die Läden einen nach dem anderen. Bis ich an dem Geschäft vorbeilief, das Fernsehgeräte verkaufte. Der Besitzer hatte mindestens 10 oder mehr Fernseher relativ kompliziert vor seinem Laden aufeinander gestapelt, die alle eingeschaltet waren und unterschiedliche Programme ausstrahlten. Er saß rechts, seine Frau hockte links. Beide starrten wie hypnotisiert in die Röhren, wobei es mir beim Vorbeigehen nicht möglich war zu erkennen, welchem Fernseher sie ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenkten. Ich huschte mit einem Grinsen an den Beiden vorbei.

In diesem Moment hatte ich es wieder! Nach zwei Jahren seit meiner Rückkehr aus Peking. Dieses Gefühl, wieder in Ostasien, im chinesischsprachigen Kulturkreis zu sein. Da war

sie wieder, diese Gelassenheit der Menschen im Umgang mit den Dingen und sich selbst. Man vermag dieses Gefühl wohl kaum in Worte zu fassen. Tilman Spenglers pointierte Erzählungen seiner Erlebnisse in China kommen diesem schon sehr nahe.

Es sind diese und andere alltägliche Erlebnisse, in denen man seine uneingeschränkten Sympathien für die Menschen entdeckt, wenn z.B. ein älteres Paar in Peking in einen rappelvollen Bus steigt, er vorn Platz findet, sie hinten. Und die beiden Alten sich natürlich die ganze Fahrt über lautstark, fast schreiend unterhalten. Wobei jedes zweite Wort des Mannes ein lautes „Hä?“ ist, sie ca. 25 Minuten von vorn nach hinten und umgekehrt durch den Bus brüllen, während sich die etwa anderen 50 Fahrgäste stehend und drängelnd, sich quetschend und schiebend, den Bus verlassen bzw. hinzu steigen.

Vielleicht ist es manchmal nur in der Fremde möglich, dem Anderen, dem vielleicht „Unmöglichen“, eine so offene Akzeptanz entgegenzubringen, hingegen es in der eigenen Heimat selbstverständlich wäre, sich darüber zu empören, weil es zuweilen der sozialisierten Norm einer Gesellschaft zuwiderläuft. Vielleicht ist es diese Faszination am Fremden, ein Stück weit Ausbruch aus dem Eigenen, die Dosis „Exotik“, die man als Mensch braucht und die es letztendlich auch ermöglicht, dem Fremden soviel Sympathie entgegenzubringen. Was keinesfalls bedeuten soll, der fremden Kultur und den Menschen den Negativ-Charakter im Gegensatz zum Positiv der eigenen Kultur zuzusprechen. Ganz im Gegenteil.



Vielleicht sind diese Erlebnisse auch einfach nur eine alltägliche Form eines ständigen Vor-Augen-Führens des relativen Charakters der eigenen Ansichten, Wahrnehmungen und kulturell standardisierter Werte.

Da mich meine Reisen bisher stets in die Volksrepublik geführt hatten, hatte ich mich diesmal für Taiwan entschieden. Mit einem kurzen Zwischenstopp in Korea landete ich schließlich Ende Juli 2009 in Taipei.

Ich hatte alle Warnungen einiger Taiwan-erprobter Freunde in den Wind geschlagen, statt im Hochsommer erst im Oktober zu fliegen. Und obwohl ich schon früher einige Zeit in Hangzhou zur selben Jahreszeit verbracht hatte, übertraf das Klima in Taipei meine kühnsten Erwartungen.

Durchschnittlich zwischen 40 und 44°C betrogen die Temperaturen vor Ort. Ohne den schützenden Smog im Sommer, wie ich es in Peking gewöhnt war, prasselten die Sonnenstrahlen vom Himmel herab. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sich zwischen Juli, August und September die Temperaturen auch nur irgendwie geändert hätten, gleichwohl mir



von einigen taiwanischen Freunden kurz vor meiner Rückkehr versichert wurde, dass es im September jetzt frischer wäre. Den Unterschied spürte ich kaum.

Wie ich später erfuhr, hatte man in Taiwan im Juli mit einer starken Dürre zu kämpfen und war kurz davor, den Wassernotstand auszurufen. In den Nachrichten wurde berichtet, wie die Schweine verelendeten, weil sie aufgrund der unerträglichen Hitze und Schwüle die Horizontallage dem Weg zum Futternapf vorzogen. Auch der Verkauf von Milch wurde in den Supermärkten auf zwei Packungen pro Person rationiert, weil ganze Lieferungen schlecht geworden waren.

Als Hauptgrund meines zweimonatigen Aufenthalts sollte vor allem der Recherche und Materialsammlung für mein Magisterarbeitsthema über Sekundärbestattungsrituale in Taiwan dienen. Nebenbei absolvierte ich während dieser Zeit noch ein Praktikum in der deutschen Redaktion von *Radio Taiwan*



International (<http://german.rti.org.tw>). Die Atmosphäre in der Redaktion war sehr locker und familiär. Meine zentrale Aufgabe bestand in der Anfertigung eines eigenen Radiobeitrages über ein selbstgewähltes Thema, daneben gehörten das Redigieren und Einsprechen von Beiträgen der muttersprachlichen Redakteure, kleinere Übersetzungsarbeiten, das Führen von Interviews, Recherche, das Erlernen der Studio-Technik sowie die Anfertigung von O-Tönen zu meinen weiteren Aufgaben.

Obwohl die Dauer meines Aufenthalts sich nur sehr kurz gestaltete, konnte ich durch das Praktikum beim Radio relativ schnell und intensiv viele Einblicke in aktuelle politische und gesellschaftliche Diskussionen gewinnen. Der Taifun *Morakot* mit seinen verheerenden Auswirkungen Anfang August hatte alle überrascht. Die zuständigen Regierungsstellen standen der Katastrophe relativ apathisch gegenüber und waren durch die Medien und innerhalb der Bevölkerung permanenter Kritik ausgesetzt. Und das nicht nur, weil die Katastrophenhilfe so schleppend lief und die Opferzahlen immer weiter stiegen, sondern auch, weil Regierungsstellen ein Angebot der USA, Transporthubschrauber und Bergungsfahrzeuge zu schicken, geradewegs ausgeschlagen hatten. Letztendlich musste sich *Ma Yingjiu* öffentlich

dafür entschuldigen. Ob hinter der Ablehnung US-amerikanischer Hilfe an Taiwan außenpolitische Implikationen hinsichtlich der Beziehungen zu China befürchtet wurden, kann man nur vermuten. Sicher ist jedoch, dass die zuständigen Stellen zu diesem Zeitpunkt einerseits absolut überfordert waren abzuschätzen, wie schwer die Folgen sein mögen, und andererseits überhaupt nicht in der Lage waren, eine erste Katastrophenhilfe zu organisieren.

Jedoch trat in den folgenden Tagen und Wochen der Taifun als einzelnes Ereignis an sich immer mehr in den Hintergrund und die Beziehungen zu China beherrschten die Medienlandschaft. Von einem Angebot Chinas, Truppen der Nationalen Volksbefreiungsarmee als Hilfsmannschaften nach Taiwan zu schicken, war die Rede und vieles mehr. Überhaupt wurde man nie das Gefühl los, dass bei allen großen nationalen Themen die Beziehungen zum Festland irgendwie immer eine wichtige Rolle spielen. Auch fiel auf, dass in den Hauptnachrichten nur sehr spärlich über Ereignisse im Ausland berichtet wurde.

An meinen freien Tagen verbrachte ich die meiste Zeit in den Bibliotheken Taipeis, um Bücher und Aufsätze für meine Magisterarbeit zu recherchieren und zu sammeln. Reisen war nur eingeschränkt möglich und wäre



auch nicht so angemessen gewesen, da vor allem Zentraltaiwan von den Taifun-Folgen noch schwer gezeichnet war. Das Radiodasein und die Zeitverschiebung haben meinen Alltag meist in die Abendstunden hineingeschoben: Arbeitsbeginn ca. 15 Uhr, Ende so zwischen 21 und 22 Uhr, manchmal auch früher. Dementsprechend entfaltete ich eine rege Nachtaktivität. Ich frage mich, nach welcher Zeitzone ich dort gelebt habe. Nach der *China Standard Time* (CST) sicher nicht.

Das Praktikum beim Radio war auch hinsichtlich meiner Magisterarbeitsrecherche ein echter Glücksfall gewesen. Eine taiwanische Kollegin in der Redaktion hatte vor ein paar Jahren mit ihrer Familie selbst einen Teil eines solchen Sekundärbestattungsrituals durchgeführt, nämlich das Auflesen der Knochen, bei dem nach der Exhumierung das Skelett Stück für Stück mithilfe eines roten Fadens wieder zusammengesetzt wird und dann in einer Urne in Hockhaltung verstaut wird, die bis zur so-



genannten zweiten Bestattung in einem Tempel bzw. in einem Unterschlag in der Nähe eines Altars gelagert wird. Also reisten wir zusammen nach Kaohsiung im Süden des Landes, um den Knochensammler von damals zu interviewen, der hauptsächlich nur *Minnan* sprach. Konnte der kurze Forschungsaufenthalt in Taiwan zwar nichts Überraschendes zu Tage fördern, so habe ich dennoch vor Ort, neben zwei Interviews mit Knochensammlern und unzähligen Kopien chinesischsprachiger Literatur, ein sehr viel vertrauterer Gefühl für das Thema gewonnen.

Der enorme Temperaturumschwung nach meiner Rückkehr in den kalten deutschen Herbst kam sehr abrupt. Naja, aber wenn man sich in der Wüste befindet, sehnt man sich die Antarktis herbei, und in der Antarktis denkt man natürlich nur an die W... **fa** ■

Ohne Kommentar!

„Wer Peking leidenschaftlich liebt,
der fährt bitte mit dem Fahrrad!“

Straßenschild in Peking
(Foto: Archiv)



600 JAHRE
UNI LEIPZIG

Anzeige

science: who cares?

WELCHEN WERT HAT WISSENSCHAFT FÜR DIE GESELLSCHAFT ?

28.11.09 - ab 10 UHR

NEUES SEMINARGEBÄUDE DER UNIVERSITÄT LEIPZIG, 4. OG
& CENTRALTHEATER, RAUMFOYER

eine Veranstaltung von

studierende 2009 e.V.

in Zusammenarbeit mit

weiterdenken
HEINRICH ROLL STIFTUNG SACHSEN

PROGRAMM Gastvortrag Dr. Henning Schmidgen
3 Panels zu Schulen/Museen/Medien
Diskussion (mit Guillaume Paoli) im Rahmen
der "Prüfgesellschaft für Sinn und Zweck"
Party mit "Stilbruch" (DD) und DJ

600 JAHRE
UNIVERSITÄT LEIPZIG

Sparkasse
Leipzig

StudentInnenRat
der Universität Leipzig

Impressum

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Frank Andreß/ Thomas Baier

Kurt-Eisner-Str. 69

04275 Leipzig

dianmo@hotmail.de

<http://dianmo.wordpress.com/>

Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Anne Behrends (*ab*), Moritz Bockenamm (*dr.mo*), Lucas Göpfert (*lg*), Jonas Polfuß (*jp*), Simon Preuschhoff, Anne Kristin Rotzek (*akr*), Wieland Schulz (*ws*), Marco Sparmberg (*ms*), Jacob Tischer (*jt*), Justine Walter (*ju*), Wang Dan

Satz/Layout: Thomas Baier

Titelbild:

在胡同里边边走边转呼拉圈的女孩 (北京 1989)
中国人本 2003.12

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint zwei Mal im Semester und ist kostenlos.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Februar.

ACHTUNG! Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.

Alle Abbildungen stammen, sofern nicht anders angegeben, von den jeweiligen Autoren.

Druck: Osiris Druck Leipzig

Der Druck wurde ermöglicht durch freundliche Unterstützung von:



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院



StudentInnenRat
der Universität Leipzig